

Nekr

L

92

ALBERT LINDENMEYER

Nekr L 92

ZUM DANK
UND GEDÄCHTNIS
AN

ALBERT LINDENMEYER

PFARRER
AN DER KREUZKIRCHE ZÜRICH

GEBOREN AM 27. SEPTEMBER 1905
GESTORBEN AM 13. APRIL 1969

HERAUSGEGEBEN
VON DER KIRCHENPFLEGE ZÜRICH-HOTTINGEN
ZUM GEDENKEN
AN IHREN VEREHRTEN GEMEINDEPFARRER

ZÜRICH, 1969

981,0473
H. Sommer
213

ALBERT LINDENMEYER

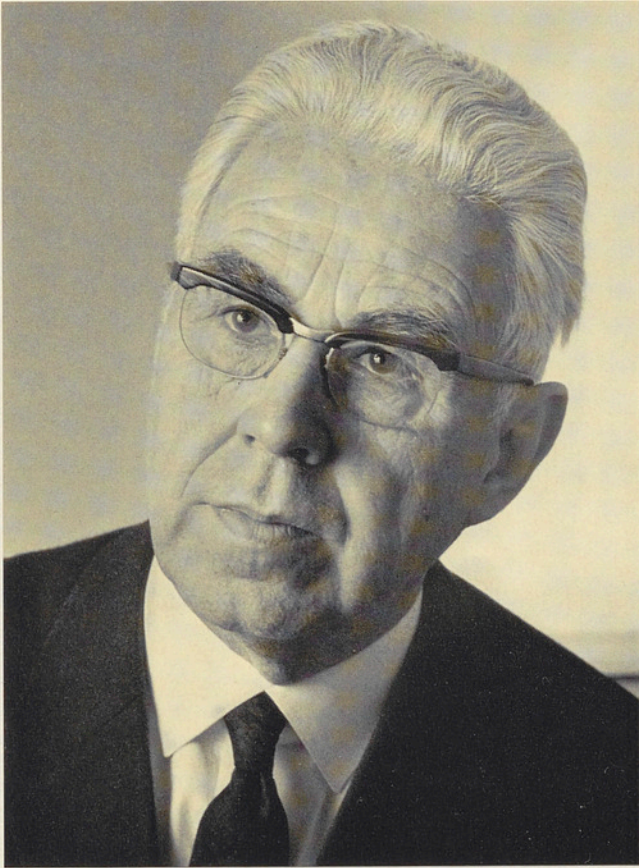
WIRTSCHAFTS
AN DER KANTONEN SCHULE

LEHRBUCH FÜR
LEHRER UND SCHÜLER

VERLAG
VON
LEHRER UND SCHÜLER

1900





Ansprachen

*gehalten an der Trauerfeier in der Kreuzkirche
am 17. April 1969*

ABDANKUNGSREDE
VON HERRN DEKAN H. R. VON GREBEL

Liebe Trauerfamilie, liebe Gemeinde Hottingen!

Vor drei Jahren hat Albert Lindenmeyer auf Bitten eines Freundes eine Lebensskizze verfaßt. Darauf stützen wir uns, wenn wir nun zunächst in liebevoller Dankbarkeit für dieses gesegnete Leben den äußern Lebensgang unseres entschlafenen Bruders betrachten.

«Meine Vorfahren väterlicherseits stammen ursprünglich aus der böhmisch-mährischen Emigration, die unter Ferdinand dem Katholischen um ihres evangelischen Glaubens willen die Heimat verließen und nach Süddeutschland einwanderten. Seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts waren meine Vorväter Lindenmeyer in direkter Folge ausnahmslos Pfarrer.» Großvater Albert Lindenmeyer folgte 1877 einem Ruf der Freien Evangelischen Gemeinde nach Bern, und Vater Moritz Lindenmeyer wurde als Pfarrer von Rohrbach Bürger dieser Emmentaler Gemeinde und damit Schweizer. Vorher hatte er das Pfarramt von Sigriswil betreut, «wo ich» – so schreibt der Entschlafene – «am 27. September 1905 als erster und einziger Bub (ich erhielt zu meiner großen Freude im Laufe der Jahre noch drei Schwestern) meinen Lebenslauf begann. Sigriswil lebt in meiner Seele wie das verlorene Paradies. Meine Mutter paßte mit ihrem durchsonnten, liebe-innigen Wesen in jenes Paradies wie die strahlende Sonnenblume in die hellen Sommermorgen im Pfarrhausgarten über dem See». Die Liebe zum Elternhaus war denn auch der Grund dafür, daß Albert Lindenmeyer den letzten Wohnsitz seiner Mutter in Oberhofen am Thunersee zu seinem Ruhesitz zu machen gedachte – ein Wunsch, dessen Erfüllung ihm leider versagt blieb.

Der frühe Tod seines Vaters in dessen dritter Gemeinde Jegenstorf bestimmte den siebzehnjährigen Albert dazu, seinen Lieb-

lingswunsch, Medizin zu studieren, fallen zu lassen und sich wie seine Väter der Theologie zuzuwenden. Nach der Matura am Freien Gymnasium Bern studierte er in Bern, Berlin und Paris.

«Herrliche Zeiten! Zähringia! Freundschaften!» Mit diesen drei Ausrufezeichen faßt er seine Studienzeit zusammen. Die Zähringia, die ihn heute durch eine Delegation ehrt, betrachtete er als wirkliche Verbindung, wie er überhaupt die Gabe besaß, treue Freundschaft zu schenken. 1930 ordiniert, übernahm der junge Pfarrer 1931 das Pfarramt der großen Berner Gemeinde Aarwangen. Er hätte sich zwar gerne weiter wissenschaftlich betätigt, doch veranlaßte ihn der damalige Pfarrermangel zum praktischen Einsatz. Seiner Neigung zur wissenschaftlichen Theologie kam der Ruf zur Mitarbeit in der bernischen theologischen Prüfungsbehörde entgegen; er betreute hier das Fachgebiet Neues Testament. Auch diese Aufgabe mußte er im Jahre 1939 niederlegen, als er seine erste Gemeinde verließ und im Juni einem Ruf der Kirchgemeinde Neumünster nach Zürich folgte.

«Die Arbeit brach sogleich wie ein Sturzbach über uns herein. Sich in der damals größten Kirchgemeinde der Schweiz einigermaßen persönlich einzuleben, brauchte Zeit. Zu meiner großen Freude stellten sich sehr bald viele hilfsbereite und zu aktiver Mitarbeit in der Gemeinde willige und befähigte Glieder aus allen Bildungsgraden und sozialen Schichten bereitwillig und liebenswürdig zur Verfügung. Die Oxford-Gruppenbewegung hatte hier in Zürich gut vorgearbeitet. Jetzt galt es, den erfaßten Menschen ihre Mitverantwortung und ihren Arbeitsplatz im kirchlichen Gemeindeaufbau zu zeigen und mit ihnen gründliche Bibelarbeit zu treiben. So wurde der allmähliche Aufbau von «Gemeindezellen», wie ich diese Gruppen hin und her in den Häusern nannte, zur großen Freude.» Die Teilung der übergroßen Kirchgemeinde Neumünster im Jahre 1954 und die Beschränkung auf sein geliebtes Hottingen begrüßte Albert Lindenmeyer von Herzen.

Neben der reichen pfarramtlichen Tätigkeit trat er mit eigenen kleinen Beiträgen hervor. Was er in seinem Aufsatz «Regeneratio», in dem er der Frage der neuen Schöpfung nachgeht, niedergelegt hat, war ihm ein besonderes Herzensanliegen; «zu jenen Grundlinien stehe ich heute noch überzeugt», schreibt er. Vor allem aber waren es Gespräch und Lektüre, durch die er lebhaftesten Anteil an den theologischen Entwicklungen nahm. Als seine theologischen Väter bezeichnete er neben den Professoren seiner heimatlichen Berner Fakultät, mit denen er sich sowohl freundschaftlich zusammen- wie auch kritisch auseinandersetzte: J. Calvin, J. Tobias Beck und Martin Kähler sowie die christkatholischen Berner Theologen Gilg und Gaugler. In besonderer Weise fruchtbar erwies sich die Begegnung mit der dialektischen Theologie: «Theologisch war mir seit meinem Berliner Semester 1927/28 Karl Barth von geradezu entscheidender Bedeutung. Ich durfte Band um Band seiner «Kirchlichen Dogmatik» durcharbeiten. Zuerst allein und vom Amtsantritt in Zürich an in gemeinsamer überaus fruchtbarer Lesegemeinschaft im damaligen «Collegium theologicum» beim Großmünster mit Leuten wie Farner, Blanke, Gut, Fueter, Artur Frey und etwa zehn anderen gleichgesinnten Zürcher Theologen zusammen. Karl Barth erschien selbst ungefähr alle Semester in unserm kleinen Kreis und bemühte sich während Stunden, unsere Fragen in aller Offenheit und Brüderlichkeit, mit Langmut, Geduld und Demut zu beantworten. So während etwa sieben Jahren. Wie hätte daneben nicht auch Emil Brunner, der mich in Zürich von Anfang an in großer persönlicher Freundschaft in seinen Kreis einlud und mit dem ich auch unter vier Augen je und je unvergeßliche Gespräche führen durfte, einen starken Einfluß auf mich ausüben sollen? Ihm verdanke ich besonders viel für die praktische Arbeit eines lebendigen Gemeindeaufbaus.»

Die Arbeit der Existenzialtheologie in unserer Zeit verfolgte der Entschlafene mit kritischem Interesse und deutlicher Distanz. In der neuesten theologischen Entwicklung dagegen,

etwa in der «Theologie der Hoffnung» eines Moltmann, vermochte der eher konservative Albert Lindenmeyer wegen ihrer eschatologischen Bezogenheit wieder vertrautere Töne zu hören.

Der Weite seines theologischen Horizontes entsprach die Weite seiner kirchlichen Beziehungen. Die ganze Aufgabenfülle des Pfarramtes in Predigt und Seelsorge, in der administrativen Fürsorgearbeit, als Flüchtlingsbetreuer während des Krieges und als Verwalter der Spendgutkasse des städtischen Pfarrkonventes, die Sorge um die Gemeindeclrankenpflege und um die Blaukreuzarbeit besorgte er mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit. Er hat aber in seiner Kirche auch weit über den Rahmen der Ortsgemeinde hinaus gewirkt, so als Redaktor des «Kirchenfreundes», als Präsident des Schweizerisch Evangelisch-kirchlichen Vereins und als Präsident der Herausgeberkommission der «Reformatio» – und durch seine zahlreichen Referate in verschiedenen Gemeinden und Gremien. Albert Lindenmeyer war auch ein ökumenisch gesinnter Allianzmann. Die brüderliche Offenheit für alle Kirchen, von der Täufergemeinde bis zur römisch-katholischen Kirche, verdankte er einer Einsicht, die er in einem Vortrag einmal so formulierte: «Ist es nicht vielmehr so, daß hier wie dort Gemeinde Jesu Christi innerhalb der Organisation als durch Gottes Gnade vorhanden wohl geglaubt werden darf, daß sie aber weder hier noch dort mit der so oder so gearteten Organisation und Institution zu identifizieren ist, wenn wir uns nicht aufs schlimmste täuschen wollen?» Und so sah er auch seine eigene Kirche: «Sie ist eine uns durch Gottes Gnade heute noch zur Auferbauung und Sammlung der Gemeinde Jesu Christi und zum Ergehenlassen des Weckrufes an Volk und Land anvertrautes, trotz allen Hindernissen, Mängeln und Unvollkommenheiten doch immer noch brauchbares und von uns in heiliger Verantwortung dennoch getrost zu verwaltendes und zu gebrauchendes Instrument. So möchte ich in ihr stehen, so in ihr wirken, solange es für mich Tag ist.»

Über seine persönlichen Beziehungen in Ehe und Familie schreibt der Entschlafene: «Am 18. September 1934 darf ich die Trauung mit der liebevollsten jungen Freundin meiner jüngern Schwester, der Schaffhauserin Ruth Fehr, erleben. Sie ist mir eines der größten Gottesgeschenke meines Lebens, eine tüchtige, tapfere Gehilfin in Haus und Amt und der tägliche Sonnenschein meines Lebens. Durch viel schwere Krankheit im Laufe des Lebens wurde sie mir durch Gebetserhörung immer wieder neu geschenkt. Uns wurden eine Tochter und drei Söhne von Gott geschenkt, denen meine Frau eine hingebende und aufopfernde Mutter war.»

Seit 1954 lebte Albert Lindenmeyer mit einer Herzkrankheit. Sie führte ihn zur ständigen Bereitschaft, dem Rufe des Meisters zu folgen. Durch dieses lange verborgene Leiden hat dann am letzten Sonntag dieses reichen Lebens ein plötzliches Ende gefunden. Seine diesjährige Osterpredigt ist so zu seiner letzten Predigt geworden. In ihr hat er uns von der Vergänglichkeit weg auf den Unvergänglichen gewiesen, dessen Herold er war:

«Das erste Wort, das der Herr zu seinem Knecht, dem Seher Johannes, sagt, heißt: Fürchte dich nicht. Das gilt wirklich auch uns, euch und mir. Warum sich denn noch vor dem Tod fürchten? Und dies ist doch eigentlich immer die hintergründigste Furcht, die insgeheim hinter allem steht, was wir fürchten. Wenn aber doch der, der jetzt hier bei uns der Erste ist, auch dereinst, jenseits des Todes der Letzte sein wird, der, den wir kennen, den wir lieben und dem wir entgegengehen werden, wenn er seine Hand auf uns legt, und wie hier dem Johannes auch uns das gleiche sagt – und er will es dir und mir sagen: «Fürchte dich nicht!» – wie könnten wir uns dann noch fürchten? Er ist und bleibt ja bei uns. Und wenn er uns des weitern sagt, daß er die Schlüssel des Todes und des Totenreiches habe, also zu jenem des geheimnisvollen, unzugänglichen Orte der Verstorbenen, wird er, dieser Schlüsselgewaltige, denn diese Schlüssel nicht gebrauchen? Oder fürchten wir, er werde sie verrostet lassen oder verlieren? Nein, er wird das Gefängnis des

Todes öffnen an seinem Tag und uns zur Freiheit und zum ewigen Leben führen, in der Gemeinschaft mit ihm dem Lebendigen, Ewigen.»

Liebe Trauerfamilie, liebe Gemeinde Hottingen, liebe Freunde und Amtsbrüder!

Als wir letzten Sonntag dankbar und froh in dieser Kirche mit Albert Lindenmeyer zusammen den Pfarreinsatz seines jungen Kollegen begingen, durften wir daran erinnern, daß in der Kirche Jesu Christi die Knechte je und je abgelöst werden – so wie der greise Simeon im Tempel, Gott preisend, sprach: «Nun lösest du ab, o Herr, deinen Knecht in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen.» Wenige Stunden nach jener Einsatzfeier, da ein Knecht durch einen andern auf dieser Kanzel abgelöst wurde, geschah das uns alle so tief Erschütternde: der Herr löste auch seinen Knecht Albert Lindenmeyer ab. Die Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit dieser Ablösung steht uns allen jetzt vor Augen. Aber wir wollen uns nun, wie es unsere Pflicht, unsere Freude und unser Trost ist, wirklich unter dieses Gotteswort stellen.

Du lösest ab, o Herr – *du* – nicht ein fremdes Schicksal, nicht ein kaltes Fatum, ein dunkler Zwang. *Du* lösest ab, o Herr. Diesem großen Du war unser heimgegangener Bruder lebenslang zugewandt. Ihm galt sein Wirken und Schaffen, sein Einsatz, Sinnen und Trachten. Das leuchtete durch alles hindurch. Die Voraussetzung dazu war die gnädige Zuwendung Gottes zum Menschen hin – das Christusgeschehen – das Evangelium. Von dieser Zuwendung Gottes zeugte Albert Lindenmeyer unermüdlich. Sie prägte auch sein persönliches Leben.

Und nun löst der Herr diesen Knecht ab. Seinen Knecht. Wir sind nicht Herren, auch nicht «Pfarr-Herren». Wir sind Knechte, Leib-eigene des Herrn – wir sind eure Diener um Christi willen, Gehilfen eurer Freude. Man braucht wiederum diesen Gedanken nur zu äußern, um Gestalt und Wesen unseres heimgegangenen Bruders

ganz darin zu sehen. Die Freude über den Endsieg des ewigen und heiligen Gottes strahlte noch aus den letzten Tischgesprächen, die wir mit ihm führten.

Knechte kommen und gehen. Der Herr allein bleibt. Himmel und Erde werden vergehen, spricht der Herr. Diese Ablösung eines Knechtes Gottes geschieht, so hören wir «im Frieden». Nicht im Schrecken. Nicht in Spannungen. Nicht in Konflikten. «Im Frieden.» Diese beiden Worte waren in der Katakombenzeit des frühen Christentums die bevorzugte Grabinschrift. Welch wunderbar tröstliche Botschaft auch in dieser Stunde: Das ganze, uns so erschreckende und aufwühlende Geschehen der letzten Tage, es war die Ablösung eines Knechtes durch den Herrn – im Frieden. Dieser Friede ist nicht im Menschen begründet, so gewiß für uns alle Albert Lindenmeyer im schönsten Sinne ein Mann des Friedens war. *Er* ist unser Friede – *Christus*. Dieses Bekenntnis des Apostels zeigt eindeutig, wo dieser Friede seinen Grund, seine Realität, seine Wirklichkeit hat. Der Gekreuzigte und Auferstandene selbst, er allein ist unser Friede. Darum ist er allein unsere Hoffnung und Zuversicht, unser einziger Trost im Leben und im Sterben. «Nun lösest du ab, o Herr, deinen Knecht in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen» – die Augen des Glaubens, die «erleuchteten Augen des Herzens» (Eph. 1,18), wie wir sie an unserm lieben Freund Albert Lindenmeyer kannten. «Heil», das heißt ganz, gesund, unverletzt. *Dein* Heil. Mit dem untrüglichen Sinn für das Wesentliche des Evangeliums hat Luther hier übersetzt: «deinen Heiland». Sachlich vollkommen treffend! Meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Hier lag das Lebenszentrum des lieben Entschlafenen, die Mitte seines amtlichen Wirkens und persönlichen Lebens.

Hier sind wir selber angesprochen, Sie, liebe Angehörige, Du, liebe Gemeinde, wir, liebe Amtsbrüder und Freunde, wir haben viel Grund zu großer Dankbarkeit im Blick auf dieses gesegnete Leben. Wir haben viel Grund zu unerschütterlicher Zuversicht. Denn

meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Wir haben dem Ewigen ins Herz gesehen. Wir wissen um das Ende der Wege Gottes, um das Ziel seines Wirkens. Dafür war der Entschlafene ein glaubhafter Zeuge. Darum dürfen wir den Herrn getrost walten lassen. Jesus hält, was er verspricht. Darum dürfen wir gefaßt und tapfer weiterpilgern, bis die Stunde auch an uns kommt – im Frieden, im Frieden! Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.

Amen.

TRAUERREDE

VON HERRN G. BURKHARD, PRÄSIDENT DER KIRCHGEMEINDE

Sehr verehrte, liebe Leidtragende!

Verehrte Trauerversammlung!

Liebe Gemeinde!

Ein lähmender Schrecken ist über uns hereingebrochen. Über Sie, verehrte Frau Pfarrer und verehrte Trauerfamilie, und über uns alle, die am letzten Sonntagnachmittag fröhlich beisammen waren, als Herr Pfarrer Lindenmeyer, während er an der Nachfeier zum Pfarreinsatz seines neuen Amtsbruders zu uns sprach, unserem festlich gestimmten Kreise unversehens in die Ewigkeit entrückt wurde. Große Bestürzung hat die Todesnachricht auch in der Kirchgemeinde Zürich-Hottingen verbreitet. Wer am Sonntagvormittag der gottesdienstlichen Einsatzfeier für Herrn Pfarrer Wernsdörfer beigewohnt hat, die von Herrn Pfarrer Lindenmeyer eingeleitet wurde, kann es nicht fassen, daß dies seine letzte Amtshandlung und Gottesdienstfeier gewesen sein soll, weil wenig Stunden später ihn der Herr der Kirche, in dessen Dienst er sich stets berufen wußte, aus seinem Dienst abberufen und von uns genommen hat. So ergriffen und schmerzlich mitbetroffen von diesem eindrücklichen und unvergeßlichen Sterben unseres Herrn Pfarrer Lindenmeyer wir alle auch sind, verneigen wir uns aber ehrfurchtsvoll vor dem Schmerz und der tiefen Trauer seiner Angehörigen über den Verlust ihres lieben Gatten und verehrten Vaters und Großvaters. Im besonderen versichern wir Frau Pfarrer Lindenmeyer unserer tiefempfundenen Anteilnahme an dem unaussprechlichen Leid, das für sie zurückgeblieben ist nach dem Erschrecken über den unabänderlichen Vorgang, der unserem freudigen Beisammensein auf dem Sonnenberg ein so dunkles Ende setzte. Im Auftrag der Kirchenpflege und der Pfarramtskollegen, der Angestellten und Mit-

arbeiter und namens der ganzen Tischgemeinschaft, die mit Erschütterung den plötzlichen Hinschied von Herrn Pfarrer Lindenmeyer miterlebt hat, und im Namen der Kirchgemeinde Hottingen bezeuge ich Ihnen, sehr verehrte Frau Lindenmeyer und sehr verehrte Leidtragende, unsere aufrichtige Teilnahme. Wir fühlen uns in dieser Abschiedsstunde in Schmerz und Wehmut vereint und verbunden auch im Dank für alles, was der liebe Heimgegangene für Sie, verehrte Trauerfamilie, und für seine Gemeinde, für unsere Kirchenpflege, für Kollegen und Freunde gewesen ist.

Seit dem Sommer des Jahres 1939 war Albert Lindenmeyer Pfarrer an der Kreuzkirche. Die Pfarrwahlkommission der Kirchgemeinde Neumünster hatte den damals 34jährigen Pfarrer von Aarwangen angefragt, ob er gewillt wäre, seine Tätigkeit aus seinem Heimatkanton Bern nach Zürich zu verlegen, um an dieser Kirche Herrn Pfarrer Bachofner abzulösen. Mit seiner Zusage und Installation war das dannzumalige Pfarrkollegium der Kreuzkirche wieder vollzählig, bestehend aus den Herren Pfarrer Hans Wegmann, Pfarrer Alfred Ruhoff, der Pfarrhelferin Fräulein Elise Pfister und dem neueingesetzten Pfarrer Lindenmeyer. Im Zuge der im Jahre 1954 erfolgten Teilung der Kirchgemeinde Neumünster wurde auch Herr Lindenmeyer Gemeindepfarrer der verselbständigten Kirchgemeinde Hottingen. Nächstes Jahr gedachte er mit der Erreichung der Altersgrenze vom Pfarramt zurückzutreten. Wenn er in vertrautem Kreise davon sprach, so unterließ er zwar nie beizufügen: «Sofern es mir noch geschenkt sein wird.» Denn er wußte um die Gefährdung seines Lebens infolge eines Herzleidens, dessetwegen er sich ärztlich betreuen ließ und das ihm heimlich sicher mehr Beschwerden bereitete, als er davon sprach. Denn er fürchtete seine Anfälligkeit nicht, sondern er vermochte sie aus seiner festen Gewißheit der Glaubensverheißung tapfer und in froher Getrostheit zu tragen.

Nun muß heute schon die Kirchenpflege mit der Gemeinde in Dankbarkeit und Ehrerbietung Abschied nehmen von ihrem ge-

schätzten Gemeindepfarrer, der ein Jahr vor seinem beabsichtigten Rücktritt aus ihrem Dienst abberufen worden ist. Aber seine Berufs- und Lebensarbeit ist schon lange reichlich vollendet, wenn sie gewogen wird nach Umfang und Intensität seiner Arbeitsverrichtungen, nach dem Fleiß, der dahinter gesehen werden muß, nach dem Einsatz seiner Kraft und Zeit, nach dem persönlichen und überzeugungsmäßigen Engagement, nach der Bedeutung seines Leistungsbeitrages im Weinberge Gottes und nach dem Segen seiner Wirksamkeit. Nahezu 30 Jahre lang hat Pfarrer Lindenmeyer an der Kreuzkirche mit restloser Hingabe gewirkt – je 15 Jahre im Dienste der alten Kirchgemeinde Neumünster und 15 Jahre als Gemeindepfarrer von Hottingen, getragen und streng geführt durch die Tiefe und Echtheit der von ihm vertretenen Überzeugung, getreu und in kompromißloser Konsequenz seines tiefgründigen Glaubensverständnisses und einer festgefühten, tradierten Glaubenslehre.

Die Kirchgemeinde und unsere evangelische Landeskirche, aber auch freikirchliche Kreise, mit denen er sich ökumenisch stark verbunden wußte, haben dem Verstorbenen viel zu danken. Es erfüllt uns darum mit Wehmut, diesen ihm gebührenden Dank nicht anläßlich seines Rücktrittes *ihm* bezeugen zu können. Es bleibt uns nur die Möglichkeit, diesen Abschiedsdank an Sie, verehrte Frau Pfarrer, zu richten. Wir verbinden ihn mit dem Dank an Sie persönlich für alles, was auch Sie in der Gemeinde getan und gearbeitet haben, vor allem aber für alles Begleiten Ihres Gatten in seiner Tätigkeit, für alles Mittragen seines Amtes, das ihm, wie er mir einmal anvertraut hat, nicht immer leicht gefallen ist.

Wir danken auch herzlich für das Vertrauen, das wir bei dem lieben Verstorbenen haben finden dürfen, und bitten um Verzeihung, wenn er – wie es bei aller Zusammenarbeit und der damit verbundenen mitmenschlichen Auseinandersetzung kaum anders geht – an seinen Mitarbeitern und uns vielleicht auch einmal Anstoß nehmen mußte.

Die drei Jahrzehnte der Wirksamkeit von Herrn Pfarrer Lindenmeyer in unserer Gemeinde und seine starke Pfarrerpersönlichkeit werden unvergessen bleiben.

Ein ganz besonderes Charisma hat Herr Pfarrer Lindenmeyer für die *Einzelseelsorge* bewiesen. Diese verborgene Arbeit hat er denn auch mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit und aus einer starken Verantwortung für den eine konkrete Not leidenden Menschen ausgeübt. Ein väterliches Wesen und eine untrügliche Einfühlungsgabe ließen ihn rasch Kontakt finden und Zutrauen gewinnen, und zum guten Gelingen mitgewirkt haben ihm eine reiche, geklärte Erfahrung an Menschentum und ein weiser Verstand, der ihn das Wesentliche einer Notlage und seelischen Bedrängnis rasch und sicher erfassen und auch hilfreichen Rat finden ließ. Pfarrer Lindenmeyer hat auf die Seelsorge viel von seiner Zeit verwendet. Er hat mir kürzlich noch beiläufig einmal bemerkt, daß er wöchentlich bis dreißig Seelsorgebesuche ausführe.

In den letzten Jahren hat Herr Pfarrer Lindenmeyer auch als nebenamtlicher Helfer im Dienste des städtischen Spitalpfarramtes gestanden und allwöchentlich in der Pflegerinnenschule eine Abteilung für Schwerkranke besucht. Für diesen sehr gewissenhaft ausgeübten und anspruchsvollen Dienst schuldet ihm die Spitalkommission der Zentralkirchenpflege einen besonderen Dank.

Und dann gebührt es sich, daß wir in dieser Abschiedsstunde aus der Sicht und Erfahrung der treuen Besucher seiner Gottesdienste und Andachten und wohl auch derer, die in ihrer persönlichen Not seine Seelsorge gesucht haben, noch eine auffallende Begabung und besondere Begnadung des Verstorbenen zu bezeichnen versuchen, indem wir es schlicht so ausdrücken: Herr Pfarrer Lindenmeyer war ein kraftvoller *Beter*, der vertrauensvoll, in gläubiger Ergebenheit die großen Anliegen und kleinen menschlichen Sorgen vor den Allmächtigen brachte, aber aus einem weisen und demütigen Herzen, das die Souveränität Gottes und den Primat seines Heilsplans nie vergißt.

Die Predigt von Herrn Pfarrer Lindenmeyer war im ganzen genommen und in ihrem zentralen Anliegen *ein unablässiger Aufruf zum Glauben* – eine zur Rettung des Menschen unermüdlich proklamierte *Glaubensermahnung*. Diese hatte – so schien es – ihren Grund einerseits in einer pessimistischen Beurteilung des Weltlaufs und der Gegenwartsgeschichte, in seiner Besorgnis über eine fatale Entwicklung in der Kultur, Ethik und im geisteswissenschaftlichen Denken, nicht zuletzt in der Theologie, in seinem Verständnis von Erscheinungen und Tendenzen unserer Zeit als einer sich abzeichnenden, globalen Machtentfaltung des Antichrists. Die ihn bedrängende Erkenntnis einer zunehmenden Bedrohung der Menschheit, eine Sicht mit apokalyptischer Dimension und eschatologischer Perspektive war eine der treibenden Veranlassungen für seinen stetigen Aufruf und Rückruf zum rettenden Glauben. – Und dann hatte diese unablässige Ermahnung, die Glaubensverheißungen der Frohbotschaft Christi zu ergreifen, ihren anderen Grund in der uns unausweichlich bestimmten Verfallenheit an das Sterbenmüssen, in unserer heillosen «Krankheit zum Tode», in diesem Elend der menschlichen Kreatur, das wir nur im Glauben überwinden können.

Und nun ist uns dieser ernste Prediger vor unseren Augen weggestorben. Ebenso erschütternd, wie ihn so jäh verloren zu haben, ist die eindruckliche Bestätigung dessen, was er uns immer vor Augen gehalten hat, daß wir mitten im Leben stets vom Tode umfangen sind – und daß wir darum bereit sein müssen und im Glauben gewiß und weise werden sollten – Pfarrer Lindenmeyer *war* bereit.

Liebe Gemeinde Hottingen!

Der plötzliche Tod von Herrn Pfarrer Lindenmeyer trifft auch unsere Kirchgemeinde sehr schmerzlich und aufs allerschwerste. Er hat unsere außergewöhnliche Situation noch erheblich erschwert. Pfarrer Lindenmeyer, auf den für uns alle – auch für den Kirchgemeindepräsidenten – so viel Verlaß war, wird uns jetzt dann sehr

fehlen. In der Phase des Übergangs empfinden wir die Lücke, die er in der Gemeinde, in der Kirchenpflege und im Pfarrkonvent hinterläßt, um so schmerzlicher. Auch wir werden als seine Hinterlassenen im weiteren Sinn durch *eine Prüfung* geführt. – Sind *wir* bereit, sie als Gemeinde auf uns zu nehmen und zu bestehen? Bereit zu *leben*?

Wir denken heute mit herzlicher Zuneigung an unseren neuen Pfarrer, der am vergangenen Sonntag hier ins Amt eingesetzt wurde und der am gleichen Tag nun plötzlich zu unserem einzigen gewählten und zum künftig amtsältesten Gemeindepfarrer von Hottingen geworden ist. Er hat sich sein neues Amt nicht so vorgestellt. Auch er glaubte sich in seiner Anfangs- und Eingewöhnungszeit auf seinen im Amte bewährten, umsichtigen und erfahrenen Kollegen verlassen zu können. Jetzt ist ihm aber gleich am Tage seines Amtseinsatzes eine größere Aufgabe und mehr Verantwortung auferlegt worden. Wir wissen aber, daß es uns immer auch gegeben wird, an der uns übertragenen Aufgabe zu wachsen. Und wir sind dankbar den Helfern, die in der Übergangszeit ihm im Amte zur Seite stehen wollen.

Als Gemeindeglieder und als Behörde und Angestellte wollen wir Herrn Pfarrer Wernsdörfer sein erschwertes Amt erleichtern, indem wir ihm heute versichern, daß wir ihm unser volles Vertrauen schenken für alle seine ihm wartenden Aufgaben.

Als Gemeinde Zürich-Hottingen wollen wir aber fest zusammenhalten und vereint die kritische Zeit überstehen, bis sich unsere Verhältnisse wieder einmal konsolidiert haben, und dann als erneuerte Gemeinde der Kreuzkirche, durch die Prüfungen innerlich gestärkt und freundschaftlich verbunden und um so lebendiger einer neuen Ära entgegengehen! – Es soll sich jetzt erweisen, daß der Geist unter uns wach und mächtig ist und der nachösterliche Christus mit uns geht, der die Schrecken des Todes überwunden hat.

Sieben Predigten

Herr Pfarrer Lindenmeyer hat ein halbes Dutzend seiner Predigten, die er ungefähr im Laufe seines letzten Lebensjahres gehalten hat, dazu bestimmt, sie nächstes Jahr zu Anlaß seines Rücktrittes zusammen dann mit seiner Abschiedspredigt im Druck erscheinen und seiner Gemeinde zur Erinnerung und als ein ihm wesentliches geistiges Vermächtnis übergeben zu lassen. Mit diesen sechs von ihm selber ausersehenen Verkündigungen und seiner diesjährigen Osterpredigt – die nun leider seine Abschiedspredigt gewesen ist – soll der liebe Verstorbene in dieser ihm gewidmeten Gedächtnisschrift noch einmal persönlich zu vernehmen sein.

Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.

Liebe Gemeinde,

Zwei Dinge werden uns heute hier gezeigt: Das, was vergeht, und das, was bleibt. Wir sind dabei alle gefragt, wo wir selber stehen: Bei dem, was vergeht, oder bei dem, was bleibt. Mir scheint, daß von der Beantwortung dieser Frage ganz Wesentliches abhängt in unserem Leben, ja recht eigentlich das Letztentscheidende.

Was vergeht, ist also nach unserm Textwort «Himmel und Erde». Das heißt nach biblischem Sprachgebrauch, die ganze sichtbare Welt: über uns am Himmel Sonne, Mond und Sterne, das All – neben und unter uns die Erde mit allem, was sie bietet: das alles wird vergehen.

Wie ist dieses *Vergehen* gemeint? Es kann auf dreierlei Arten gemeint sein. Es kann heißen: Dies alles geht langsam, vielleicht sehr langsam, vielleicht in Jahrmilliarden seinem Ende entgegen. Kann uns doch kein Mensch irgend etwas in dieser sichtbaren Welt nennen, von dem das nicht gilt, nicht im kleinen und nicht im großen. So ist es denn schon auf diese Weise wahr, daß Himmel und Erde vergehen werden.

Es kann dies aber noch auf eine zweite Art verstanden werden, und im Textzusammenhang ist es sicher so gemeint: es wird ein ganz bestimmter Tag kommen, an dem alles plötzlich vergeht. Im 2. Petrusbrief heißt es von diesem Tag: «Dann werden die Himmel zergehen mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen.» Man nennt diesen Tag bekanntlich in der gesamten christlichen Tradition – ganz überkonfessionell-ökumenisch – den «Jüngsten», das heißt den letzten Tag. Es werden diesem Tag noch viele Ereignisse vorangehen, die sein Nahen anzeigen. Man nennt sie «Zeichen der Zeit», von denen wir schon so oft sprachen. So zum Beispiel die vielen ganz außerordentlichen Ereignisse, die die Völkerwelt, die Menschheit, ja die ganze Erde bewegen, von denen wir in unserer Lektion im gleichen 24. Kapitel des Matthäusevangeliums lesen. Eben solche Katastrophen werden – nach zunehmender Ausbreitung und Intensivierung – zuletzt Himmel und Erde, das All umfassen und sein Ende bedeuten.

Das Vergehen von Himmel und Erde kann aber noch auf eine dritte Art verstanden werden: nämlich ganz individuell, von jedem einzelnen Menschen aus gesehen. Das heißt, es wird für jeden Einzelnen von uns die Stunde kommen – und das nun wortwörtlich verstanden –, eine ganz bestimmte Stunde an unserer Lebensuhr, da für uns diese ganze sichtbare Welt, in der wir jetzt leben und die wir jetzt rings um uns her sehen, vergehen, für immer verschwinden wird: in der Stunde unseres Todes. Dann wird es für uns heißen: Ade du schöner Sternenhimmel, du sonnige Erde, du «wonnige Welt», wie ein Dichter des Mittelalters sie nennt – oder: «Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt, dein sündig böses Wesen durchaus mir nicht gefällt», wie es ein anderer Dichter – von der Welt enttäuscht – in einem Lied unseres Kirchengesangbuches sagt. – So oder so, schön oder arg, froh oder traurig empfunden: die ganze sichtbare Welt wird dann für uns vergehen – wer weiß wie bald – und nichts von ihr und ihren vergänglichen Gütern werden wir mitnehmen können, und wenn wir deren noch und noch zusammengegrafft hätten. Auch so verstanden gilt es: «Himmel und Erde werden vergehen» für dich und für mich.

Darum, nimm es, wie immer du willst – nach Verständnis eins, zwei oder drei: die Tatsache, von der Jesus hier spricht, bleibt unanfechtbar bestehen fürs Ganze oder für den Einzelnen: Diese Dinge alle werden vergehen.

Und die andere Frage: Was ist denn das, *was bleibt?* Machen wir es kurz: Es ist das Wort dessen, der dies spricht: das Wort Jesu. Zum Beispiel eben gerade dieses Wort, das wir jetzt miteinander betrachten. Es mag uns die Vergänglichkeit dieser Welt gefallen oder nicht, wir mögen damit einverstanden sein oder nicht, was dieses Wort aussagt, bleibt doch wortwörtlich und unabänderlich gültig bestehen. Keine Wissenschaft und keine Technik vermag gegen die bleibende Wahrheit dieses Jesu-Wortes etwas zu ändern: diese Welt, dieser Himmel und diese Erde vergehen. Zumindes im individuellen Sinn wird dies auch der größte Wissenschaftler und Forscher – er mag Jesu Wort sonst bejahen oder leugnen – auch für sich selber eingestehen müssen und erleben müssen. Das ist jedoch zunächst nur *ein* Wort Jesu. Er spricht aber in der Mehrzahl, wenn er sagt: «Meine Worte werden nicht vergehen», das heißt, sie alle bleiben gültig. Das gilt es jetzt noch zu bedenken.

Was ist der Unterschied zwischen den Billionen von Menschenworten, die täglich in aller Welt gesprochen werden von den heute fast drei Mil-

liarden Erdbewohnern und dem Wort Jesu? Die unseren vergehen. Sie haben wohl ihre Bedeutung für den Augenblick, sind für den Augenblick wahr, oder leider oft auch unwahr, können wir uns doch alle ganz einfach irren, auch wenn wir gar nicht bewußt und absichtlich die Unwahrheit sagen und lügen wollen. Die Worte Jesu aber sind durch Jahrhunderte und bald schon zwei Jahrtausende gültig, sind schon für Millionen und Millionen von Menschen Trost, Kraft und Halt gewesen bis ins Sterben hinein, aber auch Mahnung, Warnung und Weisung fürs ganze Leben, für all ihr Tun und Lassen, wie sie es auch für uns Heutige sein wollen und sind in den verwickelten, aktuellen Konflikten und Wirren unserer Zeit. Und sie gelten in alle Zukunft der Welt- und Menschheitsgeschichte hinein. Sie werden ihre ganze, letzte und volle Erfüllung finden auch über das Ende aller sichtbaren Dinge und über unsern eigenen Tod hinaus.

Seine Worte also werden nicht und nie vergehen. Sie sind das, was bleibt. Denn als Worte des Gottessohnes sind sie auch Worte Gottes selbst. Und diesem gilt, was schon der Prophet des Alten Testaments sagt: «Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Fleisches – das heißt der Menschen – ist wie des Grases Blume. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, *das Wort des Herrn aber bleibt* in Ewigkeit.»

Und jetzt, da wir wissen, was vergeht und was bleibt, stellt sich uns die Frage ganz persönlich: Wo stehen wir? Woran halten wir uns? An Himmel und Erde, an die sichtbare und vergehende Welt und darin an das vergehende Menschenwort; und wenn es das eines Philosophen, Ideologen oder Dichters wäre, das zu seiner Zeit auch mit vergeht, oder an das Gotteswort und damit auch an das Jesus-Wort, das nicht vergeht, dessen Lebenswahrheit ewig bleibt?

Ich weiß, was ich gewählt habe und was allein ich bis in meinen Tod hinein immer neu wählen möchte: das, was *bleibt*, das Jesus-Wort. Und so bleibe ich denn auch bei den Jesus-Worten, die er selbst über das Ende unserer sichtbaren Welt sagt und zugleich über alles, was in der Welt- und Menschheitsgeschichte diesem letzten Ende noch vorangehen wird, so wie er es nicht nur in unserm Lektions- und Textkapitel anzeigt, sondern auch in ungezählten andern Worten des Neuen Testaments übermittelt. Ich will dabei bleiben, weil das alles bleibt. Und ich möchte alle dringlich und von Herzen einladen, auch dabei zu bleiben, auch in der gegenwärtigen verworrenen Zeit.

Denn – und das ist nun eine helle und tief beglückende Tatsache, die es zum Schluß jetzt noch zu bedenken gilt – diese Worte Jesu, die bleiben,

sind ja nicht nur Worte vom Ende, sondern es sind auch nicht weniger gültig bleibende Worte über den Anfang. Sie berichten von einem wunderbaren Anfang, der zu Beginn der Welt, also vor dem Werden aller Dinge schon ewig war in der Person des allmächtigen Schöpfers von Himmel und Erde. Von ihm sagt uns auch wieder nur Jesu Wort, daß wir in seinem Namen als seine Kinder zu ihm betend sagen dürfen «Unser Vater». Und es sind zugleich bleibend gültige Worte von einem zukünftigen Neuanfang nach dem Vergehen aller sichtbaren Dinge: von der Auferstehung und vom ewigen Leben sowohl von uns einzelnen Glaubenden nach unserem individuellen Tod als auch von der totalen, umfassenden Neuschöpfung von Himmel und Erde nach dem Ende dieser Welt. Es sind Worte vom kommenden ewigen Reiche Gottes, von dem Petrus sagt: «Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde», oder wie es die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Uppsala im Hauptthema ihrer Tagung aufgenommen hat: «Siehe, ich mache alles neu!»

Tun wir darum nicht alle besser, bewußt und klar bei dem zu bleiben, was ewig bleibt, bei Jesu Worten, statt bei dem, was selbst nicht durchhält, was mit der Welt vergeht? Darum läuten wir ja, wenn sein Wort verkündigt wird, mit allen Glocken: «O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!» Was können wir Besseres und Bleibenderes tun, als auf das zu hören und das zu bewahren, was bleibt?

Gott gebe, daß wir es auch in der Kreuzkirche noch weiterhin miteinander hören dürfen aus vieler Zeugen Mund! Bis einmal auch dieses sichtbare Zusammenkommen in dieser sichtbaren Kirche und in dieser sichtbaren vergänglichen Welt vergangen sein wird, weil dann unser Zusammenkommen in der Ewigkeit und unser ewiges Zusammensein mit ihm und miteinander da sein wird: als das, was ewig bleibt in dem von Jesus Christus verheißenen Gottesreich. Amen.

Jh. 14, 1-3

Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wo nicht, würde ich euch dann gesagt haben, daß ich hingehe, um euch eine Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin.

Liebe Gemeinde,

Was für ein Trost! Nehmt alle Trostgedanken der ganzen Welt zusammen und vergleicht sie mit dem, was Jesus hier sagt – sie werden alle zunichte. Diesem *Trost Jesu* wollen wir unser Ohr und Herz auftun.

Ob wir in der Zeit und Welt, in der wir heute leben, überhaupt Trost nötig haben? Darüber brauchen wir wohl nicht viele Worte zu verlieren. Wenn Jesus zu seiner Zeit seinen Jüngern sagen mußte: «*Euer Herz erschrecke nicht!*» so haben wir das heute nicht weniger nötig.

Wie war es damals? Da standen sie alle vor dem befürchteten Tag des Abschieds von ihrem geliebten Herrn. Er ging seinem letzten Leiden, seinem Sterben entgegen. Kurz zuvor hatte er es ihnen angezeigt. Wie ist es heute? Das Weltgeschehen zeigt uns nicht viel Besseres an. Für Millionen von Menschen sind die Leiden der Endzeit bereits angebrochen. Für sie scheint nichts anderes vor der Türe zu stehen als Hunger, Elend, Revolution, Bürgerkrieg, politisches Chaos, Krieg und Tod. Und wenn auch für uns hier in unserem Land sich solches alles unverdientermaßen vorläufig noch hinauszuzögern scheint, so ist doch für uns Einzelne auch in unserem Volke wie in aller Welt eines unabwendbar sicher: ob noch durch längere Freuden oder bittere Leiden hindurch, es geht für jeden von uns dem letzten großen Abschied von dieser Welt, dem Sterben entgegen.

Ich sehe im Geiste vor mir die fast unabsehbare Reihe von mehr als tausend Särgen, die ich in meinem Pfarramt bereits zum Friedhof begleitet habe. In Gedanken verlängere ich diese Reihe nach vorne in die Zukunft hin: eines Tages – wer weiß wie bald – reiht sich auch dein und mein Sarg in die endlose Kette, die zum Grabe führt. So müssen wir uns denn auf das Ende durch das große Weltgeschehen oder auf den

Abschied durch das einzelne Sterben hin allezeit bereit halten, und unser aller Gedanken müssen sich darum auch mit der Frage nach dem letzten «Wohin?» und nach dem Weg dorthin befassen. Das lehrt uns Jesus immer wieder. Das will er uns auch mit unserem Textwort aus Johannes 14 besonders lehren.

Es ist kaum zu begreifen, daß es trotz allem heute ungezählte Menschen gibt, die die Frage nach dem letzten Ziel unseres Weges ganz und gar nicht zu beschäftigen scheint. Sie leben von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr in den Tag, ins Jahr hinein. Sie sind jung, werden älter und älter, und bald einmal sind sie wirklich alt. Je älter man aber wird, desto schneller eilt die Lebenszeit dahin. Man legt dabei einen Weg zurück, auf dem man nie wieder umkehren kann. Und da eben stellt sich denn unabweislich die Frage: Wohin vorwärts? Wohin zuletzt?

Warum fragen so viele trotzdem bewußt nicht danach? Gerade heute nicht, da sich die Weltgeschichte in einer sehr kritischen Phase befindet, da wir im technisch beschleunigten Leben die rasende Vergänglichkeit der Erdenzeit in einer noch nie dagewesenen Weise erleben als Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts? Warum fragte das Altertum mit seinen heidnischen Totenkulten und Bestattungsbräuchen rings um die Erde in allen Religionen unvergleichlich mehr nach dem «Einst und Drüben» jenseits des Todes? Warum befaßte sich dann auch die Christenheit des Neuen Testaments in stürmischer Weise mit den Fragen nach der letzten Zukunft des Einzelnen und der Welt? Und warum war auch noch das Denken und Trachten der mittelalterlichen und reformatorischen Christenheit weithin alles beherrschend auf das kommende Jenseits, auf Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis gerichtet? Ich glaube, wir heutigen Menschen sind die ersten in der Menschheitsgeschichte, die so ganz im Jetzt und Hier und Diesseits untergehen, daß uns die Fragen nach dem Einst und Dort immer mehr völlig aus dem Bewußtsein zu verschwinden drohen. Und gerade darum sind wir auch die gehetztesten Menschen aller Zeiten, die zutiefst Erschrockenen und Unruhevollen, die allezeit auf der Flucht Befindlichen. Wir sehen im Geist – um jetzt nur zwei äußere Symptome für diese innere Unruhe zu nennen – die Freitags-, Samstags-, Sonntags-Fahrzeugschlangen auf unseren Straßen. Wir hören den Lärm und Betrieb an unseren sogenannten Kur- und Erholungsorten. Auf der Flucht sind wir. Wovor? Treffend hat der Zeitkritiker Max Piccard schon längst die Antwort darauf gegeben in seinem Buch «Die Flucht vor Gott». Und damit gleichbedeutend müssen wir sagen: Unsere Zeit ist auf der Flucht vor dem Letzten, sie

versucht zu fliehen vor dem Fragen nach dem unausweichlich Kommenden: Dem Leiden, dem Tod, dem Jenseits des Todes, der Ewigkeit und der letzten Begegnung mit Gott. Unsere Zeit befindet sich auf der Flucht vor der Frage «Wohin?»

Jesus kennt diese bedrängende und verdrängte Frage, diese Furcht des Menschen und darum diese seine Flucht, dieses Erschrecken des Menschenherzens vor dem Ende. Aber er weiß uns auch die Antwort darauf und damit den einzig wahren Trost auf dieses Ur-Erschrecken. «Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich!» sagt er. Glauben aber heißt hier Vertrauen. Aus dieser Flucht und diesem Erschrecken rettet euch nur eins: die Hinwendung zu Gott und das Vertrauen auf ihn. Also nicht – wie wir oft fälschlich meinen – im Großen das Vertrauen auf irgendeinen Politiker, der in der «verfuhrwerkten» Weltgeschichte doch noch in letzter Stunde alles zum Besten wenden wird. Auch nicht das Vertrauen auf einen Arzt, eine wissenschaftliche Kapazität oder neue Medikamente, die unser Leben doch noch einmal und dann immer wieder vor dem Tode retten und verlängern sollen. Wider den Tod ist ja doch zuletzt kein Kräutlein gewachsen! Nein; wir erkennen und spüren sogleich, wie trügerisch irgendein solches Vertrauen im Blick auf das kommende Letzte wäre. Unser bekannter Zürcher Theologe und Fraumünsterprediger Emil Brunner hat all dies Vertrauen auf Menschen im Blick auf das Letzte einmal sehr klar und träf einen «reinen Aberglauben» genannt.

Im Gegensatz zu dem allem ruft uns Jesus zu: «Glaubet an Gott und glaubet an mich! Darauf setzt euer Vertrauen!» Wie ist das gemeint? Der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, das Weltall und alles, was darin ist, und der in Jesus Christus sich uns kund getan hat, der hat uns durch ihn auch die Kunde gebracht von einer andern, jenseitigen Welt, die für unsere irdischen Augen jetzt noch unsichtbar ist. Von der Welt, da er selber seine Wohnung hat, wo er jetzt lebt, thront und regiert. Nicht irgendwo fern jenseits der Sterne. Nicht wie vor Zeiten kindlich gedacht, im obersten Stockwerk eines dreistöckig vorgestellten Weltgebäudes. Sondern ganz einfach da, wo Gott, der unsichtbare, uns allzeit umgebende, auch räumlich ganz nahe ist. Da, wo nach seinem Tode, seiner Auferstehung und Rückkehr zum Vater jetzt auch der Sohn Jesus Christus weilt, da ist das ewige Gotteshaus, unser Vaterhaus, sagt Jesus. «Dahin gehe ich euch, meinen Jüngern und Nachfolgern, voran.» Dahin dürfen auch wir ihm folgen im Glauben, im Vertrauen zu ihm und dem Vater.

Wir fragen: Wie sieht es aus in diesem Vaterhaus? Dort ist Raum, unendlich Raum. Nicht nur für den Vater und den Sohn, der uns durch sein Wort davon berichtet und der durch sein Leiden und Sterben, sein Auferstehen und Vorangehen die Türe dazu aufgemacht hat. Da ist Raum auch für seine Jünger und Wohnung auch für uns. «Da sind viele Wohnungen», sagt Jesus uns heute. Da ist für jeden, der kommen will und wirklich kommt und der durch die Türe eingeht, die Jesus auf tut, eine Stätte bereit, eine Unterkunft, die in Ewigkeit nicht mehr zerstört werden kann.

Dahin sind wahre Christen getrost und froh allzeit unterwegs. Von da her erwarten wir auch unsern Herrn, wenn er zu unserer persönlichen Heimgangsstunde kommt und uns ruft und wenn er in seiner letzten, verheißenen Ankunft mit Macht und Herrlichkeit zur Menschheit wiederkommt. Was für eine Zukunftsschau und göttliche Zielverheißung! Jesus will uns nicht nur den Blick für sie öffnen, sondern auch den Weg und die Tür zeigen, durch die wir zu diesem Ziel eingeht dürfen.

Sein göttlicher, heiliger Rat an uns alle heißt dann für heute: «Euer Herz erschrecke nicht! *Glaubet an Gott und glaubet an mich!*» Und so wüßte ich denn nicht, auf wen in aller Welt ich meines Herzens ganzes Vertrauen setzen möchte im Blick auf den Gang der Weltgeschichte und ihr letztes Ziel und nicht weniger auch im Blick auf meine eigene persönliche Zukunft im Leben und im Sterben und in der Ewigkeit – als nur auf *ihn*.

Gott helfe uns allen, daß wir so durch alles hindurch in Gegenwart und Zukunft und im Hinblick auf unser Lebens- und Erdenende getrost unserem letzten und ewigen Ziel entgegenreifen im Vertrauen auf Gott, den Vater und auf Jesus Christus, seinen Sohn, der nach seiner Verheißung wiederkommt und uns zu sich holt, damit – wie er hier sagt – wir seien, wo er ist und bleiben, wo er bleibt in Ewigkeit. Ist das nicht für uns Menschen alle letztlich wichtiger als alles in dieser schnell vergänglichen Welt? Amen.

Offb. 7, 9–17

Darnach schaute ich auf, und siehe da, eine große Menge, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen, die vor dem Thron und vor dem Lamm stand, angetan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen. Und sie riefen mit lauter Stimme: «Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm!» Und alle Engel standen rings um den Thron und um die Ältesten und um die vier Wesen, und sie warfen sich vor dem Thron auf ihr Angesicht und beteten Gott an und sprachen: «Amen! Das Lob und der Ruhm und die Weisheit und die Danksagung und die Ehre und die Macht und die Stärke gebührt unserem Gott in alle Ewigkeit. Amen.»

Und einer von den Ältesten begann und sagte zu mir: Diese, die mit den weißen Kleidern angetan sind, wer sind sie und woher sind sie gekommen? Und ich sagte zu ihm: «Mein Herr, du weißt es.» Da sagte er zu mir: «Das sind die, welche aus der großen Trübsal kommen und ihre Kleider gewaschen und weiß gemacht haben im Blut des Lammes. Deshalb sind sie vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel, und der auf dem Throne sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie werden nicht mehr hungern und werden nicht mehr dürsten, und die Sonne wird sie nicht treffen noch irgendeine Glut. Denn das Lamm, das mitten vor dem Throne steht, wird sie weiden und sie zu Wasserquellen des ewigen Lebens leiten; und Gott wird alle Tränen abwischen von ihren Augen.»

Liebe Gemeinde,

Was wir da soeben aus der Offenbarung Johannes hörten, das habe ich mit 17 Jahren zum erstenmal bewußt und tief beeindruckt vernommen. Es war am Sarge meines mit 49 Jahren plötzlich zur Ewigkeit gerufenen Vaters, vorgelesen durch seinen nächsten Freund, der nicht viel später auch hinüber gerufen wurde. Schon damals und seither immer wieder mußte und muß ich mir sagen, das ist nun wahrlich eine glückselige Schar, die uns da beschrieben wird. Alles Erdenleid, allen Erdenkampf, alle Nöte des Leibes und der Seele dieser Zeit haben sie hinter sich gebracht. Und jetzt ist da nur noch lauter Licht, Leben, Lobgesang und eine nie endende Seligkeit. Hätten wir daran teil! Das wäre die Erfüllung unseres Lebens. – Woher wissen wir davon?

Der Seher Johannes befindet sich als Verbannter um seines Zeugnisses für Christi willen auf der einsamen Insel Patmos im Ägäischen Meer.

Da erlebt er einen Sonntag, einen «Herrentag», wie er ihn nennt, in stillem Gebet und Meditation. Und da wird ihm auf einmal durch Gottes Gnade für einen Augenblick gleichsam der Vorhang geöffnet, der die diesseitige Welt von der jenseitigen und die jetzige Zeit von der kommenden letzten Zeit trennt – von jenem Ziel, zu dem die Christengemeinde aller Zeiten unterwegs ist und für das ihr die Verheißung Jesu gegeben ist: «In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen» (Jh. 14).

Heute interessiert uns nun die Frage: Wer bekommt denn einst an dieser ewigen Seligkeit Anteil? An dem Lobgesang dieser großen weißen Schar aus allen Zeiten, Ländern und Sprachen? Werden auch wir dabei sein? Auf diese für jeden einzelnen Menschen entscheidende Frage will uns das Textwort eine klare und verbindliche Antwort geben.

Die Frage, wodurch wir *selig werden* und *ans Ziel der Vollendeten kommen*, wird heute in der Welt und Kirche weithin viel zu selten gestellt, oder dann wird sie oft sehr unklar oder unbiblich beantwortet. Kein Wunder, daß sich da in den Vorstellungen des Volkes Mißverständnisse und gar Irrlehren eingeschlichen haben! Um nur einige von ihnen auswahlweise zu nennen: Da begegnet man heute weithin der Meinung, nach dem Tode sei für uns alle alles aus, es sei das Ende, Schluß, das Nichts. Oder aber wir finden die gegenteilige Erwartung, nach dem Tode werde ganz selbstverständlich und fraglos jedermann zur Schar der Vollendeten und Seligen eingehen. So konnte man doch noch bis in die jüngste Zeit hinein recht oft die Redeweise hören, daß man Verstorbene meist ganz gedankenlos als «selig» bezeichnete, also etwa statt «mein verstorbener Mann» sagte man «mein Mann selig», oder «meine Frau, meine Eltern selig» usw. So einfach ist diese Sache nun doch nicht! Was da behauptet wird, widerspricht den klarsten Aussagen der heiligen Schrift und kann darum durchaus nicht als christlich bezeichnet werden. Als weitere Meinung ist im Volk die Auffassung weit verbreitet, wir könnten uns durch gute Werke den Himmel verdienen oder durch ein braves, schuldloses Leben, in dem wir vermeintlich «nie etwas Böses tun», in dem wir nicht streiten, nicht geizen, nicht die Ehe brechen, die Steuern genau bezahlen und nie in Konflikt kommen mit dem staatlichen Gesetz oder der Polizei. Der Volksmund sagt dann etwa: «Er oder sie hat immer recht gelebt; er oder sie wird schon an einen rechten Ort kommen.» Wie oft habe ich diese Redensart schon vernommen etwa bei den Angaben über Verstorbene vor Abdankungen! Doch ist auch das vom Worte Gottes, vom Evangelium her eine völlig irrige, unevan-

gelische Meinung. Wenn es ein solch eigenes menschliches Sündlos-Sein unter uns wirklich gäbe, dann hätte es bestimmt des stellvertretenden Leidens Jesu Christi für uns nicht gebraucht. Dann hätte bestimmt auch ein Mann wie Martin Luther auf seinem Sterbebett nicht sagen müssen: «Wir sind Bettler, Bettler sind wir, das ist wahr.»

Was sagt denn unser Textwort dazu mit seiner von Gott her dem Seher Johannes gegebenen Sicht der Dinge? Da wird es uns klar, daß Luther recht hat: wir sind Bettler vor Gott. Aber Gott sei Dank Bettler, die nicht vergeblich betteln, sondern die einst überreich vom ewigen Herrn her beschenkt werden. Aber warum beschenkt? Nicht darum, weil wir in unserem Erdenleben «nichts Böses» getan haben. Wir wissen ja doch gar nicht, wie oft wir da tagtäglich sündigen mit Gedanken, Worten und mit Werken, die weder Gott noch uns selbst zur Ehre gereichen, geschweige denn uns ein Eintrittsrecht zum Himmelreich verschaffen. Nein, nur darum sind diese seligen Scharen dort, wo Johannes sie sieht, weil sie «ihre Kleider gewaschen und helle gemacht haben im Blute des Lammes», wie es hier wörtlich heißt in der typisch symbolischen, für uns oft etwas schwer verständlichen Bildersprache der Offenbarung Johannes. In unsere Sprache übertragen heißt das schlicht: Weil sie das uns vor Gott reinigende Opfer Jesu am Kreuz im Glauben für sich persönlich angenommen haben, so wie man es gleichnishaft beim heiligen Abendmahl im Zeichen des Weines glaubend empfängt. Auf dieses erlösende Gotteswerk in Jesus Christus allein wollen sie ihr Vertrauen setzen im Leben und im Sterben im Sinne des bekannten Kirchenliedes: «Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck- und Ehrenkleid.»

Das ist kein «Stündeler-Glaube», keine frömmelnde Sektenlehre, wie es in der Welt etwa behauptet wird. Nein, das ist Gottes heilige Offenbarung, gültig für immer und für alle und darum auch für dich und für mich. Wehe uns Verkündern und Lehrern des Evangeliums, wenn wir das verschweigen wollten! Wir würden unsere zentralste Gottes- und Heilsbotschaft, das eigentliche Evangelium verschweigen.

Wie gut, daß es so ist, wie es hier steht, für uns alle! Wer von uns wollte sonst seines Heils und seiner ewigen Seligkeit gewiß und so froh sein, wie wir es als evangelische Christen sein dürfen? Und für welche unserer bereits verstorbenen Angehörigen und Mitmenschen könnten wir mit guter Zuversicht wissen, daß sie aufs bestimmteste zur Schar der Seligen gehören dürfen, wenn nicht für die, welche die Erlösungstat Christi für sich persönlich im Glauben angenommen haben, und die auf sie allein

vertrauend gelebt haben und gestorben sind? Die im Glauben an Jesus Christus ergriffene Gnade Gottes allein macht uns selig. Das ist das ABC der evangelischen Heilsgewißheit.

Doch dazu kommt nun noch ein weiteres wohl zu beachtendes Wort: «Sie – die Seligen – kommen aus großer Trübsal.» Ist es wohl sehr leicht, auf jemanden oder auf etwas sein ganzes Vertrauen und Hoffen zu setzen, auf den oder auf das die Welt um uns her so gar nicht baut und vertraut? Ist es leicht und einfach, sich offen, klar und freudig zu etwas zu bekennen, was unsere Zeit und eine ganze Welt um uns her nicht hören will, als unglaubwürdig verneint oder ganz einfach ignoriert? Wenn uns das etwa anfigt, so sollen wir wissen: genau so war es schon zur Zeit des Sehers Johannes auf der Insel Patmos. Um dieses Evangeliums willen war er ja dorthin verbannt. Seine Brüder und Schwestern, viele Mitchristen wurden dafür in den Kerker geworfen, in Ketten gelegt, als Blutzengen des Glaubens verbrannt oder sonstwie umgebracht. Sie gingen durch «große Trübsal» – heißt es hier – um ihres Bekenntnisses zu Jesus und ihrer Zugehörigkeit und zu seiner glaubenden Gemeinde willen.

Wie gering sind im Vergleich dazu doch die Leiden und «Trübsale», die wir heute hierzulande auf uns zu nehmen haben, wenn wir uns zum Opfer Jesu Christi bekennen! Ein wenig Verachtung und Geringschätzung, einige mitleidige Blicke unserer sogenannten aufgeklärten modernen Zeitgenossen auf unsere «Rückständigkeit» und religiöse Primitivität. Aber was schadet uns das? Kann man das überhaupt «Leiden» oder gar «Trübsal» nennen, so wie hier im Text von wirklichen Trübsalen die Rede ist? Noch ganz anderes, Größeres und Schwereres könnte in der Zukunft auf uns Christen alle warten, wie es auch in unserem Jahrhundert in gewissen Ländern schon über ungezählte unserer Brüder und Schwestern gekommen ist. Doch ist es in diesem so rasch dahineilenden Erdenleben nicht der Mühe, ja der Leiden und Trübsale wert, wenn man dann einst selbst der großen weißen Schar der Seligen aus allen Völkern, Rassen und Sprachen und Zeiten sich zugesellt wissen darf?

Stellen wir noch kurz vier Fragen, diese Schar betreffend.

Erstens: wo befinden sich die Seligen alle? Im Evangelium des Johannes vernahmen wir aus dem Munde Jesu die Antwort: «Im Hause Gottes, da wo die ewigen Wohnungen des Höchsten sind.» Hier nun in der Offenbarung Johannes heißt es: «Vor dem Throne Gottes und des Lammes – also Jesu – im heiligen ewigen Tempel Gottes.» Ein Unter-

schied der Sache nach findet sich hier nicht: Bei Gott dem Vater und dem Sohn befinden sie sich in seiner ewigen herrlichen, für uns jetzt noch unsichtbaren Welt.

Zweitens: was tun sie dort? Sie loben und preisen in vollendeten mächtigen Tönen und Chören der Harmonie den heiligen herrlichen Namen Gottes des Vaters und seines Sohnes. – Im Geist sehe ich Bach unter ihnen und Mozart. Aber nicht nur singend und mit den Engeln musizierend dienen sie ihm, sondern auch in tausend und aber tausend praktischen Diensten, die sie in seinem Auftrag in seiner kommenden ewigen Welt zu verrichten haben werden, wie es hier schon begann in aller Schwachheit und Unvollkommenheit. «Sie dienen ihm Tag und Nacht in seinem heiligen Tempel» heißt es hier. Untätig werden wir auf alle Fälle dort nicht sein und langweilig wird es uns in Ewigkeit niemals werden.

Drittens: was wird Gott an ihnen tun? Als Antwort lesen wir ganz einfach staunend und dankend, anbetend den Text in den letzten zwei Versen: «Der auf dem Throne sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie werden nicht mehr hungern und werden nicht mehr dürsten, und die Sonne wird sie nicht treffen noch irgendeine Glut. Denn das Lamm, das mitten vor dem Throne steht, wird sie weiden und sie zu Wasserquellen des ewigen Lebens leiten, und Gott wird alle Tränen abwischen von ihren Augen.»

Und schließlich viertens: wann wird das so sein? Mit einem Satz können wir es sagen: Zuletzt, wenn wir am Ziel angekommen sind!

Sollten wir uns darauf nicht freuen? Ja, der hat recht, der gesagt hat: «Wir Christen haben das Beste nie hinter uns, sondern immer erst noch vor uns.» Zu diesem Letzten und Besten hin wollen wir brüderlich und schwesterlich miteinander wandern und – gebe es Gott – noch viele andere mit uns nehmen. Amen.

Das Gleichnis vom königlichen Gastmahl.

Liebe Gemeinde,

Nun überstürzen sich die Dinge im Weltgeschehen wieder einmal. Erschüttert stehen wir vor dem brutalen Geschehen in der Tschechoslowakei. Gut kann daran nur eines sein: Daß sich die überfallenden Aggressionsmächte wieder einmal selber demaskieren und zeigen, was sie sind. Wem jetzt die Augen darüber nicht aufgehen, der ist blind und verstockt. Mit innigster Anteilnahme gedenken wir des erneut so schändlich überfallenen Volkes der Tschechoslowakei.

Doch über diesem akuten Geschehen der Gegenwartsgeschichte dürfen wir den Blick auf das Ganze unserer Menschheitssituation vor Gott nicht verlieren. Was wir jetzt erleben, ist nur wieder einmal mehr ein deutliches Erkennungszeichen des grundverkehrten Verhältnisses unserer Menschheit zu Gott. Es bestätigt uns, was uns Jesus darüber auch im eben gelesenen Gleichnis sagt.

Wer im Gleichnis der König ist, wissen wir: Gott. Wer der Königssohn ist, ebenfalls: Jesus. Dieser König will seinem Sohn ein Hochzeitsmahl bereiten. Viele Gäste sollen dazu geladen werden. Boten werden ausgesandt um einzuladen. Doch *die Geladenen haben keine Zeit und kein Interesse*. Andere Dinge haben sie zu tun, die ihnen wichtiger sind. Die einen haben zu tun mit dem Boden: heute nennt man das Bodenspekulation – die andern sind sonst mit Kauf und Verkauf beschäftigt. Mit Handel und Wirtschaft – die dritten mit Frauen: heute die «Freizeitbeschäftigung» vieler in einer versexualisierten Zeit. Bei Matthäus heißt es – das alles zusammenfassend –: «Sie jedoch achteten nicht auf den Ruf des Königs, sondern gingen hinweg: der eine auf seinen Acker, der andere an sein Geschäft.» Luther übersetzt: «an seine Hantierungen.» Alles ist wichtiger als die Einladung des Königs. Einige empören sich sogar gegen den König, der sie mit seiner Einladung in ihrem Tun nur stört. Sie nehmen seine Boten gefangen, «mißhandeln und töten sie».

Das sind alles bekannte Dinge, auch uns heutigen Menschen bestens vertraut. Wer hat denn schon Zeit für den einladenden Gott? Im Westen, also auch bei uns ist alles Streben auf materielle Dinge gerichtet, auf Verdienst, Gewinn in der Arbeit, Genuß in der Freizeit: praktischer Materialismus. Der Osten hat dieses Denken zum System erhoben, zur

Ideologie: Marxismus, Leninismus, Atheismus! Im Nationalsozialismus und Stalinismus aber wurde und wird der Ruf Gottes nicht nur überhört und übergangen, sondern viele seiner Boten wurden und werden gefangengenommen, mißhandelt und offen oder heimlich getötet. Höchst modern, zeitgemäß ist das, was uns das Gleichnis im ersten Teil vor Augen hält.

Aber auch im zweiten Teil: Der König schickt neue und immer neue Boten aus mit der Einladung, zu ihm zu kommen. Wiederum sandte er andere Boten aus und sprach: «Saget den Geladenen: Siehe ich habe meine Mahlzeit bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles ist bereit; kommt zur Hochzeit!» – Es ist erstaunlich, mit welcher göttlicher Langmut der Herr seit Jahrtausenden durch seine Boten zu sich einlädt. Alles, was uns auf Erden retten, heilen, befrieden, befreien und beglücken und in der Ewigkeit selig machen kann, das hat er uns durch seine Propheten und Apostel, Verkündiger und Prediger des Evangeliums sagen lassen: seinen ganzen heilsamen Willen für unser Zusammenleben unter einzelnen, in Familien und unter Völkern. Seinen Opferaltar hat er auf Golgatha in unsere Mitte gestellt zur Vergebung unserer Sünden, auf daß auch wir uns untereinander unsere Schulden vergeben, unsere Feindschaften im großen zwischen den Völkern und im kleinen unseres Einzellebens tilgen sollen. Alles ist von Gott her bereitet zu unserer und aller Welt Heilung.

Doch es wird bei uns weitergelebt – auch unter den Erstgeladenen, den Juden und Christen – als ob von Gott her nichts geschehen wäre, als ob sein Ruf zu ihm und seinem Sohne hin nie an uns ergangen wäre. Fast alle leben an ihm vorbei.

Wer könnte es unter solchen Umständen nicht begreifen, daß der König da eines Tages mächtig eingriff? – «Da wurde der König zornig und sandte seine Heere aus, ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt anzünden.» – Nicht Rachgier ist das. Es ist ein warnendes Exempel dafür, wohin das Nichthören-Wollen auf seinen Ruf oder dieses ablehnende Bedanken auf sein Angebot und dieses hartnäckige Fernbleiben für alle Nichtkommenden am Ende führen muß – einst im letzten Gericht.

Wie viele solche Warnungen Gottes sind doch schon über unsere Erde und Menschheit gekommen! Allein in unserm Jahrhundert: wir denken an die Flammenzeichen über dem mörderischen Dritten Reich im Norden, sichtbar an den Himmel geschrieben für alle Völker und in die Weltgeschichte eingegangen als Warnzeichen für alle Mächte brutaler, gottloser Gewalt – auch für die antichristlichen Gewalthaber heute.

Noch ein letztes Mal ergeht hier im Gleichnis die Einladung. Jetzt aber nicht mehr an die Erstgeladenen. Sie haben sich als unwürdig erwiesen. Sie ergeht jetzt vielmehr an alle Menschen in aller Welt auch heute, an jene, die die Einladung zu Gott und seinem Sohne hin noch nie erhielten, die an den Straßenkreuzungen aller Welt sitzen oder verzweifelt liegen und die merken, daß es so wie bisher nicht weiter gehen kann. Und seht: Diese kommen, sie sind bereit, den Ruf zu Gott ernst zu nehmen, zu hören und zu befolgen. In allen Nationen und auch Konfessionen befinden sie sich heute. Die alten Schranken gelten für sie nicht mehr. Böse und Gute, Christen und Nichtchristen, westliche und östliche Menschen kommen jetzt: alle, die in ihrer Aussichtslosigkeit von der bisherigen nur menschlichen Selbsthilfe und Selbstgerechtigkeit genug haben, genug von allen Vertröstungen der sogenannt Frommen oder auch Gottlosen, auch von der kapitalistischen oder marxistischen Welt und von den Mächten dieser Erde, die alle nur für sich selber Propaganda machen, bald mit Friedenschalmeien, bald mit der drohenden Panzerfaust der Einschüchterung und Gewalt, die aber doch alle die tiefste Sehnsucht aller, an allen Straßen der Welt niemals stillen. Diese Enttäuschten, Entrechteten, Vergewaltigten, nach wahrer Gerechtigkeit – und nicht nach leerer Phrasenmacherei – Hungernden und Dürstenden in aller Welt, die kommen jetzt. Die schließen sich jetzt zusammen in Befolgung des königlichen Botenrufes, ausgegangen vom lebendigen Gott und seinem Sohn. «Die Tische wurden alle voll von Gästen.» –

Ich halte dafür, daß jetzt die Zeit gekommen ist, da diese «Gäste» kommen werden aus allen Rassen, Klassen, Nationen und Konfessionen, die aufrichtig und von Herzen nach Gott, seinem Christus und seinem Reich verlangen. Die große Schar, die der Seher Johannes laut Bericht in Offenbarung 7 geschaut hat, diese Schar aus allen Völkern, Zungen und Sprachen, mit weißen Kleidern angetan und mit den Palmen des Sieges in ihren Händen vor dem Throne Gottes stehend und vor dem Sohn, wird jetzt in der Endzeit, in der wir leben, gesammelt und zubereitet in viel Kampf und Leiden und durch große Trübsal hindurch zum hochzeitlichen Fest des Königs, zum ewigen Reich des bald mit Macht und Herrlichkeit nach seiner eigenen Verheißung wiederkommenden Christus.

Ob diese übernationale Schar der Reichsgenossenschaft der kommenden Gottesherrschaft heute schon auf dieser Erde unter allen Völkern auftritt zum Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit, die beiden hervorra-

genden Merkmale der Gottesherrschaft, das ist heute die entscheidende Frage. Sind wir dabei? Sind auch wir so mit all unsern bedrängten Brüdern und Schwestern an den Wegkreuzungen aller Völkerstraßen in West und Ost und aller Welt verbunden – jetzt besonders auch mit den leidenden und tapfer kämpfenden Brüdern und Schwestern in der Tschechoslowakei, in Biafra, in Vietnam, in den Slums und Negervierteln Amerikas und all den vielen heute versklavten Völkern der Erde? Gebe Gott, daß wir es seien, sonst wären wir der Einladung des Königs noch gar nicht gefolgt.

Ist es aber nicht Überheblichkeit und Pharisäismus, wenn wir von uns selber glauben und gar sagen, wir gehörten nicht bloß zu den Geladenen, sondern zu denen, die bereits der Einladung gefolgt und gekommen seien? Nein! Der Schluß unseres Gleichnisses gibt uns darauf eine ganz andere, vielsagende Antwort. Das hochzeitliche Kleid, mit dem allein wir zeitlich und ewig im Hochzeitssaal des Reiches Gottes bleiben dürfen, wird uns von Christus geschenkt. Es ist seine Gnade, die er uns am Kreuz erworben hat und deren wir uns im Glauben getrösten dürfen. Außerhalb seiner Gnade ist es auch für uns Nacht, in der einst nach den Worten Jesu Heulen und das Zähneknirschen der Reue sein wird.

Möchten wir darum alle das hochzeitliche Kleid seiner Gnade ergreifen, aus seiner Gnade heraus ihm glaubend und dankend dienen in aller Not der Zeit und Welt und dort einst bei ihm feiern in seinem ewigen Reich. Viele, ja eigentlich alle sind dazu berufen – auserwählt jedoch sind nur die wenigen, die dieses sein hochzeitliches Kleid, seine Gnade ergreifen, daraus leben und darin sterben. Dazu helfe uns Gott durch sein Wort und seinen heiligen Geist. Amen.

Worauf es am Ende ankommt.

Liebe Gemeinde,

In allen Wirren der Gegenwart und allen Besorgnissen über eine vielleicht dunkle, nahe Zukunft bleibt uns doch eines gewiß, daß wir, allem Sichtbaren und Vergänglichem zum Trotz, darüber jubeln möchten: *Gottes Reich kommt!* Gottes Reich wird das Letzte und Bleibende sein nach allen vergänglichen Reichen dieser Welt. Das ist die Verheißung unseres Herrn. Und die bleibt.

Aber in Erwartung dieses Reiches stellt sich uns immer wieder die Frage: *Wer wird teilhaben an diesem Reich?* Nach den gelesenen Herrenworten, die dieser Predigt zugrunde liegen, offenbar nicht alle. Wenn er an seinem Tag kommen wird mit Macht und göttlicher Herrlichkeit, als Richter aller Völker, dann wird er die einen als Teilhaber des Reiches oder, wie es heißt, als die Gerechten, sammeln zu seiner Rechten; die Ausgeschlossenen aber zur Linken. Die einen werden eingehen ins ewige Leben, die andern aber in die ewige Pein, die ewige Strafe. Ist das nicht Schauer erregend? Erschrickt darüber nicht unser Innerstes? Das zeigt uns nur, wie heilig ernst wir es zu nehmen haben mit Gott. Wie grenzenlos töricht und verderblich es ist, ihn zu ignorieren, mit Achselzucken über sein heiliges Wort hinwegzugehen, oder es zu verharmlosen, wie dies nicht nur in der kommunistischen Welt, sondern auch im sogenannt «christlichen» Westen heute weithin üblich geworden ist. Das letzte Wort über uns alle, in Ost und West, in Süd und Nord wird einmal er, der Herr, haben und nicht wir.

Doch nun stellt sich dem Bibelkundigen in diesem Zusammenhang gleich noch eine weitere Frage: Haben wir denn nicht auch vernommen, daß wir nur durch glaubendes, dankbar vertrauendes Annehmen der Erlösungstat Christi und also durch Gnade gerettet und selig werden, das heißt Anteil erhalten am Gottesreich? Da heißt es doch in Offb. 7 von der großen weißen Schar am seligen Ziel: «Sie haben ihre Kleider gewaschen und haben sie helle gemacht im Blut des Lammes, des gekreuzigten Gottessohnes, darum sind sie jetzt vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem heiligen Tempel.» Und so bezeugen es uns noch ungezählte andere Stellen des Neuen Testaments: «Allein durch Gnade! Allein im Glauben!» – Wie heißt es aber hier in

Matth. 25? Scheint da nicht im letzten Gericht doch alles wieder auf unsere Taten oder Unterlassungen anzukommen: «Ihr habt das getan», sagt der Herr zu denen zur Rechten; «ihr aber habt das nicht getan», zu denen zur Linken? Ganz so, wie es uns ja immer wieder auch von solchen gesagt wird, die nie zur Kirche gehen, nie Gottes Wort hören, lesen und bedenken? So einfach, so selbstverständlich ist diese Sache für sie: «Die Tat, die Tat nur kann ihn loben», wie es ein vielbeliebtes Männerchorlied besingt. Höchst selten wird dabei aber gefragt, wer in Wirklichkeit der sei, der nur durch die Tat gelobt sein will, und ob diese Menschenmeinung auch wirklich seinem Wort und Willen entspricht.

Was gilt denn nun wirklich im letzten Gericht: *Glaube oder Tat*? Was sagt uns die heute gelesene Rede Jesu dazu? Zum bessern Verständnis gilt es da zu allererst zu bedenken, an wen diese Rede ursprünglich gerichtet ist. Nicht an die, die «draußen» sind, die Gottes Wort nicht hören, vielleicht noch gar nicht hören können, sondern selbstverständlich an solche, die das Wort hören, an seine Jünger, an Glaubende und damit also auch an uns und die Gemeinde der Kirche. Uns wird hier gezeigt, wie es sein wird am Tage des Gerichts im Blick auf *uns*, und nicht etwa, um ein Gericht über andere anzukündigen. Vielleicht meinen wir, unser Heil und unsere Seligkeit hänge allein davon ab, daß wir «Herr, Herr» zu Jesus sagen, daß wir vielleicht gar ein ausführliches und korrektes Glaubensbekenntnis ablegen zu ihm als dem Gottessohn, Heiland und Erlöser. Meinen wir wirklich, allein dadurch den Eintritt ins kommende Gottesreich zu gewinnen?

Wie blutarm und steril wäre doch solch ein Glaube! Formelhafte Kopfwahrheit, reines Lippenbekenntnis wäre das, aber niemals der ganze Glaube. Umfaßt doch das Glaubens-Ja zu Christus ganz unerläßlich auch das Glaubens-Ja zu unsern Mitmenschen. Wahrer Christusglaube ist nur der, der das Ja zum Herrn in eins setzt mit dem Ja zu den Brüdern. So wie das Licht nicht getrennt werden kann von seinen Strahlen und die Strahlen nicht vom Licht. So ist es denn niemals wahr und wirklich, daß wir im Glauben an Jesus entzündet sind von seiner Liebe, erfüllt von Dankbarkeit gegen ihn und sein uns selig machendes Werk am Kreuz, wenn diese Liebe nicht ausstrahlt rings um uns her und diese Dankbarkeit sich nicht umsetzt in die Tat für andere Menschen. Nein, entweder es brennt dieses Licht der Glaubensliebe zu Christus in uns, dann strahlt sie aber aus, von selbst und unberechnet, vielleicht von uns selbst sogar unbemerkt, auf alle, die dieses Lichtes bedürfen, wo und wie

immer sich Gelegenheit bietet zur Dankestat auf Erden – oder aber der Christusglaube *lebt* nicht in uns, ist und bleibt leeres Wort und hohle Phrase, ohne Kraft und ohne Frucht und ist also gar nicht wirklicher Glaube.

Und jetzt nach diesen Überlegungen: Wie steht es nun also mit denen dort vor Gericht? Mit denen zur Rechten und denen zur Linken? Sie standen alle in ihrem Erdenleben einst mitten drin in hundert und tausend Möglichkeiten der Liebe, des Dienstes und der Hilfe. Sie kannten Hungernde und Dürstende, Entbehrende, Obdachlose, bittend an ihre Türe Klopfende, Gefangene, Kranke. Die einen aber, die zur Rechten, die durch den wahren, zur Dankbarkeit bewegenden Glauben Gerechten, die trieb ihr Glaube ganz von selbst zur Dankestat der Liebe, des Dienstes, der Hilfe, der Tat, ganz unberechnend und selbstverständlich, ohne zu wissen sogar, wem sie es letztlich taten, wenn sie's den Brüdern getan. Im letzten Gericht aber wird der Herr selbst es ihnen sagen: «Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, durstig und ihr habt mich getränkt, fremd und ihr habt mich beherbergt, nackt und ihr habt mich gekleidet, ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.» So wird er sich mit all diesen bedürftigen Brüdern in eins setzen, identifizieren: «Alles, was ihr getan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir getan.»

Zu den andern jedoch, denen zur Linken, wird er sagen: Ihr habt das alles, was ganz selbstverständlich und unberechnend aus dem wahren, lebendigen Glauben fließen müßte als seine Frucht, ihr habt das alles nicht getan. So war denn das gar nicht Glaube, was ihr «Glauben» nanntet. So war das alles tot, kalt und leer, eine – wie ihr zu Unrecht meintet – «rechtgläubige» Phrase: «Denn was ihr nicht getan habt einem dieser geringsten Brüder, das habt ihr mir nicht getan.» Wieder identifiziert er sich mit den Brüdern, unseren Mitmenschen. An seinen Früchten wird man den wahren, den lebendigen Christusglauben erkennen.

So wird es also, nach der Verheißung Jesu, zugehen, so wird unterschieden im letzten Gericht. Wo werden wir dann stehen? Zur Rechten, bei denen also, die Glaube und Tat in eins gesehen? Oder zur Linken, bei denen, die ihren Glauben meinten – *welch ein Widerspruch!* – ohne Tat «betätigen» zu können?

So viel Gelegenheit ist uns heute gegeben, unsern Christusglauben zur Tat werden zu lassen aus Dank und aus Liebe zu Christus! So viel im Großen der heutigen Weltereignisse: wir werden wohl kaum erst noch

hinweisen müssen auf Biafra, Persien, die Tschechoslowakei, auf die Millionen von Hungernden, Kranken, Gefangenen und Obdachlosen unserer Tage. Unsere Zeitungen sind täglich voll von solchen «Zeichen der Zeit» und Hinweisen zugleich auf solche Gelegenheiten zur Hilfe. Der Möglichkeiten genug finden sich aber auch im Nahen und Kleinen: Kranke liegen auch bei uns in ihren Stuben, in den Häusern und in den Zimmern und Sälen unserer Spitäler. Sie warten auf unsern Besuch, unsere Anteilnahme. Vom Glauben bewegte, liebende und dienende Schwestern bringen ihnen Hilfe. Mehr Junge sollten sich zu diesem Dienst melden. Sie würden dringend gebraucht. Einsame und Alte dürfen Aufnahme finden in der Gemeinschaft von Heimen. Diese Gemeinschaft muß weiter gestärkt, diese Gelegenheit weiter vermehrt werden auch unter uns, auch in unserer Gemeinde.

So im großen, so im kleinen, so bei uns und so in der Ferne. Wer will sie uns verbieten, diese Früchte des Glaubens, diese Dienste der Liebe? Verstehen wir jetzt, wie es sich verhält mit Glaube und Tat und ihrem Verhältnis zueinander? Kein Wort wird da zurückgenommen von dem «Allein durch den Glauben», wie es uns im Römerbrief zentral begegnet ist. Christenglaube ist durch die Liebe tätig oder er *ist* nicht. Das zeigte uns heute der Herr. Seine Bedingung zum Eingang ins kommende ewige Reich bleibt für uns alle bestehen. So bitten wir denn zu ihm: Herr stärke uns in unserer Zeit diesen lebendigen Glauben. Amen.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Liebe Gemeinde,

Jesu Wort ist uns maßgebend in allen Dingen. Er spricht zwar nicht von Astronomie oder Physik, nicht von Philosophie oder Psychologie. Er spricht entscheidend und zentral *von unserem Verhältnis zu Gott und Gottes Verhältnis zu uns*. Und in der Mitte dessen, was er uns da zu sagen hat, steht bekanntlich das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Entscheidend ist nicht, wie oft wir in unserem Leben dieses Gleichnis schon gehört haben, sondern wie oft wir es in unserem Leben schon in seinem ganzen Umfang und Inhalt an uns selber vollzogen haben. Nur dann nämlich, wenn wir das getan haben, wissen wir aus eigener persönlicher Erfahrung, was es heißt, nicht nur auch ein verlorener, sondern auch ein Sohn zu sein, der wieder zu seinem Vater heimgefunden hat. Wir wissen dann aber auch, daß es mit einem einzigen, einmaligen eigenen Vollzug dieses Gleichnisses niemals getan sein kann, daß dieser Vollzug, besonders in seinem zweiten Teil, vielmehr als eine immer wieder neu an uns herantretende zentrale Lebensaufgabe vor uns steht. Was aber heißt das für uns alle, den Inhalt dieses Gleichnisses an sich selbst vollziehen? Was heißt das insbesondere für unser Schweizervolk und für seine einzelnen Glieder? Fünf Tatsachen scheinen mir in diesem Gleichnis bedeutsam zu sein, und es sind alle gleich wichtig und gleich heilig ernst zu nehmen: der Sohn ist reich – er verschleudert seinen Reichtum – er kommt dadurch an den Rand – er kehrt dann endlich um – und wird vom Vater in unvergleichlicher Barmherzigkeit wieder angenommen.

Der Sohn war so reich, wie wir es alle sein könnten, wenn wir bei Gott geblieben wären – reich nicht vor allem an materiellen Gütern, wie das heute sehr viele Schweizer sind im Vergleich zu Millionen anderer in der weiten Welt. Man kann ja materiell Milliardär sein und doch bettelarm an dem, was bleibt, was nie vergeht: an Reichtum vor Gott, das heißt sich mit Gott verbunden wissen, umschlossen, umhegt von seiner Liebe, aus der uns niemand und nichts herausreißen kann, wenn wir uns nicht selber bewußt von ihr trennen. Mit Gott verbunden und also reich sein, bedeutet auch, daß man weiß, was gilt, so daß man nicht –

wie es heute immer wieder zu hören ist – hilflos die Frage stellen muß: Was gilt denn eigentlich noch?

Gottes Wort gilt. Gottes Wille, wie er uns in der Heiligen Schrift und zentral in der Weisung von Jesus Christus entgegentritt. In solchem Reichsein darf der Sohn im Gleichnis leben, daheim beim Vater, beheimatet und verwurzelt in Gott. Und so auch wir, die wir ja mit ihm gemeint sind. In diesem Sinn ist er reich, dieser Sohn und wir nicht weniger, wenn unser Herz und Leben daheim ist in Gott.

Doch, was geschieht jetzt im Gleichnis und in gleich erschütternder Weise auch mit uns? Der Sohn verschleudert seinen Reichtum. Er will sich der Verbindung mit dem Vaterhaus entziehen, will unabhängig, «selbständig», wie er meint: «mündig» werden. Und so vertauscht er den wahren, ewigen Reichtum in Gott mit den vergänglichen Schätzen der Welt. An Stelle der «Religion», das heißt der Verbindung mit dem ewigen Gott, der Hingegebenheit an den Vater daheim tritt die ausschließliche Verbindung mit der vergänglichen Welt, das totale Hingegebenheit an sie. Das hier auf Erden ist allein entscheidend, wird für ihn recht eigentlich alles; der dort, der Ewige, der Vater ist nichts mehr – «Gott ist tot».

Das ist genau unsere Situation in der Welt von heute und weitesthin auch in unserem Schweizervolk. Breiteste Kreise leben doch in vollkommener Entfremdung und Entfernung von Gott und der Gottesheimat, sie verschleudern die ewigen Güter in kurzzeitigem Umtausch gegen vergängliches Gut. Was da ausgelebt wird, ist ein Seinsversuch ohne Gott, ohne den Vater, ist mit einem modernen, heute viel gebrauchten Wort ausgedrückt: «Säkularisation», das heißt Gottentfremdung, Selbständigmachung, Mündigerklärung auf allen Gebieten unseres Lebens. Das bedeutet heute: «Der Sohn verschleudert seinen Reichtum.»

Und wohin gelangt er damit? Das Gleichnis ist anschaulich bildhaft, kraß, wie alle Gleichnisse Jesu. Er kommt zu den Säuen, unter Fremdherrschaft, in die Lumpen, in den Hunger und bis an den Todesrand. Genau das ist unsere heutige Situation in der Welt. In sittlicher Beziehung kommen wir zu den Säuen. Man betrachte die Schundliteratur, die sich zum Teil als «Wissenschaft» maskiert, geschrieben von sogenannten führenden, aber weithin pervertierten «Fachleuten». Moralisch «verhungern» wir. Der Sittenverfall schleicht umher wie eine ansteckende Seuche bis in die sogenannten «obersten Kreise». Kein Gebot und kein Verbot gilt mehr fest, kein Tabu und kein Schamgefühl. Wir kommen in den Hunger, den Hunger der Seele, die verdirbt und abstirbt

ohne Gott, weil sie doch von Gott und zu Gott hingeschaffen ist und nirgends Hungerstillung und Ruhe findet als beim Vater. Aber auch Hunger des Leibes erleiden wir. Die Hungersnot unserer gottabgewandten Erde schreit zum Himmel. Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer. Wo führt das noch hin? Tödlichen Gefahren nahe ist diese sich mündig erklärende Menschheit unter dem vergessenen Himmel nachgerade gekommen. Bis zu den Säuen, den Lumpen, dem Hunger und an den Todesrand hat es der Sohn im Gleichnis in seiner Gottferne gebracht. Und wir?

Nicht wahr, bis dahin sind wir wohl alle mit unserer bisherigen Lebensweise in den aktuellen persönlichen Vollzug des Gleichnisses vom verlorenen Sohn hineingekommen, und vielleicht sind wir heute noch darin begriffen als abtrünnige Kinder des Vaters. Sollen wir nun aber weiterhin bleiben unter der Herrschaft fremder Mächte, die uns ruchlos und lieblos versklaven? Der verlorene Sohn im Gleichnis tut etwas anderes. Er gibt alle seine Hoffnungen auf Rettung von menschlicher Seite her auf. Das ganze Leben fern vom Vater verleidet ihm. Er erinnert sich an sein Vaterhaus und entscheidet sich umzukehren zum Vater. Einen andern Weg aus dem Verderben gibt es auch für uns nicht. «Zurück zu Gott!» heißt die einzige Chance unseres Lebens und unserer Zeit. Aber ist das überhaupt noch möglich? Haben wir es nicht zu weit getrieben mit unserem praktischen Verharren in der Gottesferne und in sogenannt «mündiger» Selbstherrlichkeit auch bei allen da und dort vorhandenen, leer und hohl tönenden christlichen, sogar biblischen Phrasen? Ist es jetzt nicht zu spät für uns, unser Volk, unsere ganze Welt?

Das Gleichnis gibt uns darauf eine erstaunliche Antwort: die Antwort Jesu, des Evangeliums. Wir halten sie zwar zu sehr für selbstverständlich, denn sie ist es ganz und gar nicht, angesichts des heiligen Gottes! Der reuig heimkehrende Sohn findet Gehör, er wird angenommen, wieder aufgenommen in die Gemeinschaft des Vaters. Der Vater wartet auf ihn, nimmt den Kommenden in seinen Arm und schenkt ihm Vergebung und Liebe. Er nimmt ihm sein verschmutztes Lumpenkleid ab, gibt ihm ein neues reines, er steckt einen Ring an seinen Finger und bereitet ein Mahl der Freude. In unbegreiflicher Barmherzigkeit wird der Sohn auch in seiner größten Not aufgenommen vom Vater.

So ist denn auch für uns die Türe noch offen. Noch darf alles, was der Vater für Umkehrende bereit hat, auch uns zum Geschenk werden: die vergebende Liebe Gottes, das Kleid seiner Gerechtigkeit, durch das wir Anteil bekommen an seinem ewigen Reich. Wir erinnern uns an das

Gleichnis vom königlichen Gastmahl und hochzeitlichen Kleid oder an die große Schar in weißen festlichen Kleidern am letzten Ziel von der in Offenbarung 7 die Rede ist, der Ring der Treue Gottes an unserer Hand, den Platz am festlich geschmückten Tisch der großen Gottesfamilie und die neue Möglichkeit, in der Gemeinschaft der Heimkehrten unter Gottes Augen nach seinem Rat und Willen zu leben.

In dieser Sicht kann die Frage verstummen: was gilt denn eigentlich noch? Es gilt wieder das Wort des Vaters, das mit Jesus und seinen Boten uns zugekommen ist. Es gilt wieder der Wille des Vaters für all unser Tun und Lassen, bezeugt durch die Heilige Schrift. Gott selbst gilt wieder in Glaube und Leben, in Moral, Wirtschaft und Politik, im Zusammenleben der Einzelnen, des Volkes und der Völkerwelt. Er gilt, nicht wir! Wir fragen dann nicht mehr nach dem Geschwätz der sogenannten «mündigen», drausgelaufenen Söhne, sondern nach dem Willen des Vaters. Und wir wissen, daß er bleibt und besteht durch alle Zeiten und auch wenn Erde und sichtbarer Himmel vergehen.

Wir haben uns in einer Reihe von sechs Predigten, die mit der heutigen abschließt, von Gottes Wort her sagen lassen, wer und was bleibt, wenn sonst alles vergeht. Jetzt wissen wir, wohin wir alle Tage neu heimkehren dürfen, wenn wir uns selbst und Gott verloren haben in den Wirren der Zeit, und wie wir aus dem zeitlich Vergänglichen zurückkehren dürfen zum ewig Unvergänglichen, das bleibt. Der verlorene Sohn im Gleichnis hat es uns neu gezeigt. Gebe Gott, daß wir es erkennen, verstehen und seiner Einladung folgen! Der Tisch seiner Gnade ist all seinen Heimkehrern gedeckt beim heiligen Mahl seines ewigen Sohnes. Kommt, nehmt und freut euch als Brüder und Schwestern des ewigen Erbes daheim im Vaterhaus. Amen.

DIE LETZTE PREDIGT ZU OSTERN 1969

Lektion: Mt. 28, 1-10

Offb. Jh. 1, 17/18

Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste, der Letzte und der Lebendige. Ich war tot und siehe, ich bin lebendig in alle Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und des Totenreiches.

Liebe Gemeinde,

Wir leben alle in einer Welt voller Probleme. Fast täglich fallen politische Entscheidungen von größter Tragweite, und ungezählte Probleme bleiben scheinbar ungelöst. Eines Tages könnte vielleicht eine Entscheidung fallen, die das Ende der irdischen Menschheit bedeuten würde. Was wir früher nie geglaubt, nie gehant hätten, daß solches geschehen könnte, das wäre jetzt wohl denkbar, wohl möglich in unserer Zeit. Nun eben in dieser Zeit feiern wir mit der ganzen christlichen Gemeinde in der Welt Ostern. Hat Ostern überhaupt etwas zu tun mit diesen umfassenden Problemen der Menschheit, die unsere ganze eigene Existenz betreffen? Liebe Gemeinde, Ostern beantwortet eine ganz grundlegende Frage, an der sich Sinn oder Unsinn unseres Lebens entscheidet. Diese Frage lautet: *Sind wir Menschen nur für diese Zeit oder auch für die Ewigkeit geschaffen?* Wenn nur für die Zeit, dann wird in hundert, vielleicht in hundertfünfzig Jahren kein Mensch mehr darnach fragen, wer wir waren, die wir heute hier in der Kirche beieinander waren. Man wird nichts mehr wissen, von dem was wir dachten und sagten und was wir taten so im allgemeinen – vergangen, vergessen wird das alles sein – erledigt für immer. Was hat dann all unser Streben und Mühen für einen Sinn gehabt? Oder aber, wir sind für die Ewigkeit geschaffen: dann bekommt alles, das Kleine und Kleinste in unserem Leben seine Bedeutung, sein letztes Gewicht, es wird einmal offenbar werden auch das Verborgenste unseres Lebens vor Gott in der Ewigkeit. Darum fragen wir denn heute: Sind wir für die Ewigkeit geschaffen? Tausenderlei Dinge in dieser Welt, die uns da umgeben, sagen uns das Gegenteil. Hohnlachend beinahe rufen sie uns immer wieder zu: Was

überhebst du dich Menschlein und meinst, du seiest anders als wir alle, wir Geschöpfe? Auch du bist vergänglich wie alles und bleibst einmal vergangen, wie alles einst vergangen sein wird. Geh hinauf auf den Friedhof und sieh, wo sie heute sind, die gestern noch waren. Lies auf einem bekannten Beinhaus den großen, zu Herzen gehenden Spruch, der dort geschrieben steht über all den Schädeln und Knochen vergangener Geschlechter: «Wir sind, was du einst sein wirst – wir waren, was du jetzt noch bist.» Ja, weißt du denn, was morgen mit dir sein wird, der du heute noch hier in dieser Kirche mit uns feierst? So reden mit uns all die Dinge um uns her, und wir hören ihre Predigt Jahr für Jahr. Gebe Gott, daß wir auch auf diese Predigt hören: «Memento mori – denke daran, Mensch, daß du sterben muß!»

Und nun, was sagt uns dagegen Ostern? Liebe Gemeinde, in unserem Ostertext spricht einer, der zunächst einmal ein Mensch war, wie ihr und ich. Ein Mensch, der über diese Erde ging mitten unter all diesen vergänglichen Dingen wie wir, ein Mensch, der starb, wie wir einst sterben werden. Und er spricht: «Ich war tot und siehe, ich bin lebendig in alle Ewigkeit.» Wie unfassbar! Von jenseits der Todesgrenze her spricht diese Stimme, von jenseits des Dunkels, das unser Allerletztes zu sein scheint, des Dunkels von Grab und Tod. Er sagt: Ich war tot, aber das ist jetzt für mich Vergangenheit, siehe ich lebe, das ist bei mir jetzt Gegenwart und ewige Zukunft: jenseits des Todes, jenseits des Grabes. Wer ist der, der so spricht? Wir kennen ihn. Wir wissen, er ist der, der am Kreuz den letzten Schrei ausgestoßen, sein letztes «Es ist vollbracht» gesagt hat. Es ist der, der in Totentücher gehüllt und in die Gruft gelegt worden ist und vor dessen Grab man den Stein gewälzt hat wie vor alle übrigen Gräber eh und je, um ihn darauf liegen zu lassen für alle Zeiten. Doch von welchem Ereignis am Ostersonntagmorgen haben wir – hofentlich noch mit Erstaunen, vielleicht wohl mit einigem Zweifel – aus dem Evangelium vernommen? Was für eine seltsame Erzählung? Diese merkwürdige Kunde, die uns eigentlich im letzten und tiefsten erschüttern sollte – diese Botschaft davon, wie er es Ostern werden ließ, wie dieser eine hervorbrach aus dem Grab und es leer zurückließ, wie er sich seinen Jüngern zeigte als der Lebendige und Gegenwärtige, als der, der jetzt und in Zukunft mit ihnen auf dem Weg sein und ihnen vorangehen will, nicht nur nach Galiläa, sondern überall hin, wo immer sie gehen werden, durch alle Zeiten. Es ist der, der sie bald hernach hinausgesandt hat in alle Welt und ihnen aufgetragen hat, daß diese Osterbotschaft allen Völkern gelten solle, allen, die jemals noch Mensch sein

werden auf dieser Erde: «Ich lebe und ihr sollt auch leben! Ich war tot und siehe, ich bin lebendig in alle Ewigkeit.» – Und ihr sollt mit mir leben ewig, mit mir. – Das ist Ostern, liebe Gemeinde, und das ist wahr. Das ist das gewaltige Ereignis von Gottes Heilsgeschichte und darum das gewaltige, unvergleichliche Fest aller Feste. In welchem Jubel «Christ ist erstanden!» wird da eingestimmt in der Ostkirche, allen andern Mächten zum Trotz!

Wenn dem aber nicht so wäre, wie verkündet wird, dann wäre Ostern nicht Ostern. Dann wäre Ostern meinerwegen ein liebliches Frühlingsfest, harmlos und nichts Wesentliches sagend, so nett und reizend wie etwa unser Zürcher Sechseläuten. Dann ist aber auch unser Christenglaube letztlich zutiefst hohl und leer, ein Luftschloß, eine Seifenblase im Leben und ein Nichts im Sterben. Das ist nicht eine Behauptung von mir – was wäre das schon, wenn nur ich das sagen würde – nein, das sagt uns kein Geringerer als der Apostel Paulus im 1. Kor. 15: Ist Christus nicht auferstanden, ihr lieben Christen all – ihr Gemeinde in Korinth, aber auch ihr Gemeinde hier in Zürich – ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel – das heißt: leer, nichtig, umsonst – so seid ihr noch in euren Sünden, und so sind auch die, die in Christus entschlafen, gestorben sind, alle verloren. *Hoffen* wir nicht in diesem Leben allein auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Alle unsere Ewigkeitsspekulationen sind dann Phantasiegebilde ohne realen Grund, Spekulationen nur, Wunschträume unseres Herzens ohne Gewähr, weil ohne sichere, ewige Verankerung.

Paulus aber fährt fort, und es ist, als hörten wir auf einmal, wie seine Stimme hell und stark und froh tönt, wenn er sagt: «Nun aber ist Christus auferstanden, auferweckt worden als Erstling» – das heißt als erster unter denen, die da schlafen, und sie werden dem von den Toten Auferstandenen einmal folgen, jeder zu seiner Zeit, zur Zeit des Herrn. Und wie Paulus, so bezeugen es alle Schriften des Neuen Testaments, und so bezeugt es im Lauf der Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag jeder Christenmensch, der von der Vollbotschaft des biblischen Evangeliums getroffen worden ist, jeder, der überwältigt worden ist von der Botschaft und Wirklichkeit des Auferstandenen und lebendigen Herrn, und der in der Folge sein Leben ihm geben muß, weil er eben über ihn Herr geworden ist. Er bezeugt: Wir haben einen lebendigen, wir haben einen gegenwärtigen, wir haben einen auferstandenen Herrn und Heiland. Wir reden mit ihm im Gebet, wir verkehren mit ihm in unseren Herzen, wir vernehmen seine Stimme aus seinem Wort und wir erfahren ihn in

unserem Innersten durch den heiligen Geist als den, der uns an seine Hand genommen hat und uns führt. Er ist stets bei uns, unsichtbar aber nach seiner Verheißung – in dieser Kirche, in unserem Gottesdienst, er wird morgen mit dir auf der Straße sein, wohin du gehst, er wird in deinem Hause sein, in deinem Zimmer, bei deiner Arbeit. Er wird mit dir sein, wenn du zu deinem Nächsten gehst und mit ihm redest, und er wird hören, was du ihm sagst, er wird sehen, was du tust und was du denkst, und bemerken, was du unterlässest; er ist nie mehr aus deinem Leben wegzudenken, so wenig als der lebendige Gott wegzudenken ist aus unserem Leben und Sterben. Er ist noch der gleiche, der er war, als er Paulus vor Damaskus überwältigte und ihn zu seinem Apostel und Zeugen machte, als er Johannes, dem Seher dort auf der Insel Patmos begegnete, ihn rief und ihm das sagte, was heute unser Textwort für Ostern 1969 geworden ist: «Ich bin der Erste und bin der Letzte und der Lebendige.»

Was ergeben sich aus dieser unerhörten Tatsache für Konsequenzen für unser Leben und Sterben? Es sind ihrer unzählige. Ich könnte allein auf Grund des Predigttextes nur einige wenige in diesem kurzen Gottesdienst aufleuchten lassen. Das erste Wort, das der Herr zu seinem Knecht, dem Seher Johannes, sagt, heißt: «Fürchte dich nicht!» Das gilt wirklich auch uns, euch und mir: Warum sich denn noch vor dem Tod fürchten? Und dies ist ja doch eigentlich immer die hintergründigste Furcht, die insgeheim hinter allem steht, was wir fürchten. Wenn aber doch der, der jetzt – hier bei uns der Erste ist, auch dereinst, jenseits des Todes der Letzte sein wird, der, den wir kennen, den wir lieben, und dem wir entgegengehen werden, wenn er seine Hand auf uns legt, und wie hier dem Johannes auch uns das gleiche sagt – und er will es dir und mir sagen –: «Fürchte dich nicht!» – wie könnten wir uns dann noch fürchten? Er ist und bleibt ja bei uns. Und wenn er uns des weitern sagt, daß er die Schlüssel des Todes und des Totenreiches habe, also zu jenem geheimnisvollen, unzugänglichen Orte der Verstorbenen, wird er, dieser Schlüsselgewaltige, denn diese Schlüssel nicht eines Tages gebrauchen? Oder fürchten wir, er werde sie verrostet lassen oder verlieren? Nein, er wird das Gefängnis des Todes öffnen an seinem Tag und uns zur Freiheit und zum ewigen Leben führen in der Gemeinschaft mit ihm, dem Lebendigen, Ewigen.

Und noch ein Letztes, eine unausweichliche Konsequenz: Wenn er so der Letzte ist, dem wir alle entgegen gehen, muß er dann nicht auch der Erste sein, jetzt, hier schon in unserem Leben? Der Erste, das heißt: der

alles Bestimmende, alles Entscheidende, die alles entscheidende Instanz für unser Denken, Handeln, unser Sein und Tun? Der Erste des morgens an einem Tage der Arbeit und an einem Tage der Feier, der Erste; Instanz, vor der wir denken, entscheiden, uns für unser Tun und Lassen verantworten, auch wenn wir zu unserem Mitmenschen gehen, der Erste, auf den wir hören, auf dessen Wille wir uns verpflichtet wissen, in dessen Auftrag wir stehen und dessen Wegweisung uns über alles geht? Seine Wegweisung ist uns Norm und Maß auch in den hundert und hundert neuen Problemen, die sich uns heutigen Menschen und für unser Zusammenleben im zwanzigsten Jahrhundert stellen, im Großen der Völkerwelt, für das Zusammenleben der Rassen und Klassen und der Generationen, wie auch im Kleinen des Zusammenlebens von Mann und Frau in der Ehe, in der Familie, im Geschäft, im Beruf, in der Gesellschaft, in der Gemeinde, auch in der kirchlichen Gemeinde. Er bleibt der Erste, der uns Weisung gibt, was zu tun und zu lassen sei, auf dessen Stimme wir vor allen Stimmen zuerst zu hören haben, auf daß er, wie der Apostel Paulus sagt, in allen Dingen den Vorrang habe. Letzte Woche hat bekanntlich das amerikanische Volk seinen geliebten Feldherrn und hochverehrten ehemaligen Präsidenten Eisenhower zu Grabe getragen. Wir haben mitempfunden. Auch solche Männer, die Großen der Weltgeschichte, sind nicht Erste und Letzte, nicht Bleibende. Sie kommen und gehen wie wir. Aber über ihnen und über uns, über den Großen, deren Namen in die Weltgeschichte eingehen und in die Bücher, wie über uns Kleinen, deren Namen man vergessen wird, über uns allen, gleichberechtigt und gleich ernst genommen, steht er als der höchste Feldherr und immerwährender souveräner Führer, der lebt und alle zum Leben ruft: der Erste und Letzte für sie und für uns die einzige, die ewige Hoffnung. Der Auferstandene und der Lebendige ist das A und O. Er war tot und lebt nun in Ewigkeit. Ihm laßt uns leben, jetzt und hier – ihm und mit ihm dürfen wir dann auch leben dort und einst. So wird Ostern in unserem Leben Wirklichkeit und in unserem Sterben Seligkeit. Amen.